

SCARLETT EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD

TEIL NUEN:
BEFREIUNG

Table of Contents

[Title Page](#)

[ENTHÜLLUNGEN – DIE SERIE:](#)

[Haben Sie mit der Serie erst begonnen?](#)

[Enthüllungen 9: Befreiung](#)

[Leserhinweis](#)

[Buchbeschreibung](#)

[Kapitel Eins](#)

[Kapitel Zwei](#)

[Kapitel Drei](#)

[Kapitel Vier](#)

[Kapitel Fünf](#)

[Kapitel Sechs](#)

[Kapitel Sieben](#)

[Kapitel Acht](#)

[Kapitel Neun](#)

[Kapitel Zehn](#)

Kapitel Elf

Kapitel Zwölf

Kapitel Dreizehn

Kapitel Vierzehn

Kapitel Fünfzehn

Kapitel Sechzehn

Ende

Copyright

UnCOVERING
You

SCARLETT EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN – DIE SERIE:

ENTHÜLLUNGEN 1: Der Vertrag

(<http://www.amazon.de/dp/B00JAPU6T6>)

ENTHÜLLUNGEN 2: Unterwerfung

(<http://www.amazon.de/dp/B00JTF8A9A>)

ENTHÜLLUNGEN 3: Widerstand

(<http://www.amazon.de/dp/B00JTF8A9A>)

ENTHÜLLUNGEN 4: Vergeltung

(<http://www.amazon.de/dp/B00KNXLVZM>)

ENTHÜLLUNGEN 5: Geständnisse

(<http://www.amazon.de/dp/B00N0NQMXI>)

ENTHÜLLUNGEN 6: Erlösung

(<http://www.amazon.de/dp/B00QL8A85C>)

ENTHÜLLUNGEN 7: Auferstehung

(<http://www.amazon.de/dp/B00T2T9OFC>)

ENTHÜLLUNGEN 8: Wiedergutmachung

(<http://www.amazon.de/dp/B00U5W31SQ>)

ENTHÜLLUNGEN 9: Befreiung

ENTHÜLLUNGEN 10: DEMNÄCHST

ERHÄLTLICH

ENDE.

Haben Sie mit der Serie erst begonnen?

Erfahren Sie, wo alles angefangen hat, mit *Enthüllungen: Das vollständige erste Boxset (Teile 1-3)*, jetzt auf Amazon erhältlich.

Enthüllungen: Das vollständige erste Boxset (Teile 1-3) (<http://www.amazon.de/dp/B00QCCHO5Y>)



Buchbeschreibung *Enthüllungen*:

Als ich in einem dunklen, unbekannten Raum erwache, habe ich keine Ahnung, was in den Schatten auf mich wartet. Meine Fantasie erfindet Dämonen der schlimmsten Art.

Die Realität ist noch schlimmer:

Ein Halsband ohne Leine. Ein Gefängnis ohne Mauern.
Und ein Leben ohne Sinn.

Mir wird ein abscheulicher Vertrag vorgelegt, den ich unterzeichnen soll. Er fasst die Bedingungen meiner Knechtschaft zusammen. Die einzige Information, die ich über meinen Entführer habe, sind zwei kleine Buchstaben, die als Unterschrift dienen:

J.S.

Nur mit meiner Erinnerung bewaffnet muss ich alles mir Mögliche tun, damit ich nicht in seine perversen Psychospiele verstrickt werde. Aber am Ende bleibt mir nur eine Wahl:

Widerstehen und sterben.

Oder mich unterwerfen und mit meiner Unterschrift mein Leben abtreten.

[Hier klicken, um auf Amazon zu bestellen](#)

(<http://www.amazon.de/dp/B00QCCHO5Y>)

Enthüllungen 9: *Befreiung*

von Scarlett Edwards

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield

2015

Edwards Publishing

Leserhinweis:

Enthüllungen, Teil 9 enthält Szenen mit starkem emotionalem und körperlichem Missbrauch. Lesern, die empfindlich auf diese Themen reagieren könnten, wird empfohlen, Vorsicht walten zu lassen.

Buchbeschreibung:

Nimm eine Waffe. Halte sie an deinen Kopf. Drücke ab.

Bumm.

Ist sie geladen? Man weiß nie.

Mein Leben in Jeremy Stoneharts Hände zu legen ist genau so. Wir spielen russisches Roulette. Er testet meine Gefühle aus, bringt mich an meine Grenzen und holt mich dann wieder zurück.

Ich kann gehen, aber ich tue es nicht.

Ich warte darauf, dass die Waffe losgeht, ich warte darauf zu erfahren, ob sich eine Kugel darin befindet, und ich warte darauf herauszufinden, ob ich Jeremy... oder Stonehart vor mir habe.

Und damit werde ich erst im Augenblick der Wahrheit feststellen, ob ich Befreiung — oder Auslöschung erlangt

habe.

Kapitel Eins

Ausgeglichenheit. Frieden. Glück.

Genau das habe ich mit Jeremy Stonehart, während ich mich zusammen mit ihm auf irgendeiner entlegenen Bergspitze aufhalte.

Unsere gemeinsame Zeit wird nicht unterbrochen. Es gibt keine Anforderungen von außen. Es gibt nur ihn und mich und nichts anderes.

Es gibt kein Eindringen der Außenwelt. Kein Druck. Keine Erwartungen. Keine Fragen und keine Unsicherheiten.

Nur ein Mann und eine Frau, die wahrlich verliebt sind und nichts weiter tun, als Zeit miteinander zu verbringen.

Natürlich weiß ich, dass das nicht andauern kann. Dies ist unser zweites Entkommen in ein Paradies. In eine

kleine Ecke der Welt, wo nichts weiter existiert und wo die Zeit selbst stillzustehen und ihre Bedeutung zu verlieren scheint.

Jeremy fährt mit mir Ski. Das habe ich noch nie getan. Er bringt es mir bei. Zu Beginn habe ich Angst. Die Hänge sind so furchteinflößend. Die Leichtigkeit, mit der er um Hindernisse und Bäume herumfährt, ist unglaublich. Aber genauso wie zu dem Zeitpunkt, als er mir das Tanzen beigebracht hat, ist Jeremy auch jetzt ein großartiger Lehrer. Ich verstehe es schnell. Nach kurzer Zeit kann ich das Gleichgewicht halten und folge ihm einige der weniger steilen schneebedeckten Hügel hinunter.

Unsere Nächte verbringen wir damit, uns neben dem prasselnden Feuer im riesigen Kamin zu lieben. Unser Durst für den jeweils anderen ist unersättlich. Er wird von den Aktivitäten an der frischen Luft nur noch weiter angeheizt.

Kurz gesagt, mein Leben fühlt sich wunderbar an. Es

hat keine Rückfälle gegeben — weder für ihn noch für mich. Er ist die ganze Zeit über Jeremy geblieben und hat sich nicht ein einziges Mal in Stonehart zurückverwandelt. Und ich habe weder Panikattacken noch Anfälle von Bewusstlosigkeit erlebt, die für meinen Zustand symptomatisch sind.

Aber schließlich müssen alle guten Dinge zu einem Ende kommen. Jeremy hat sich frei genommen, um Zeit mit mir verbringen zu können. Doch nicht einmal er genießt den Luxus, die Anforderungen von Stonehart Industries ignorieren zu können — selbst wenn er die Aktienmehrheit besitzt.

Er hat mir mehr von der Börseneinführung erzählt. Sie war ein unglaublicher Erfolg. Er hat all diejenigen im Unternehmen überrumpelt, die versucht haben, ihm die Kontrolle zu entreißen. Der Aktienkurs am Eröffnungstag war fast zweimal höher als die optimistischsten Prognosen. Alle Gerüchte, die im Umlauf waren, wurden

im Keim erstickt. Nichts an den Geschäften von Stonehart Industries hatte irgendetwas offenkundig Fragwürdiges an sich.

Zumindest nichts, das die Behörden finden könnten. Die Art und Weise, wie Jeremys Augen glänzten, als er mir das erzählte, versicherte mir, dass es ihm gelungen ist, eine wundersame Gaunerei an den Tag zu legen.

Die Börseneinführung hat Jeremys Vermögen — zumindest auf dem Papier — verdoppelt. Sollte er jemals seine Aktien verkaufen, hätte er genügend Geld, die Bevölkerung einer ganzen Stadt zu Millionären zu machen.

Nicht, dass er es jemals weggeben würde.

Aber ich finde einige Dinge über Jeremy heraus, die ich bisher nicht einmal vermutet habe. Stonehart Industries Unterstützung der Wünsch-Dir-Was Stiftung liegt nicht nur in der Möglichkeit begründet, die Ausgaben steuerlich abzusetzen. Sie bedeutet Jeremy tatsächlich etwas. Er hat

mir erzählt, dass er nach der katastrophalen Trennung von der Frau, die mit seiner Liebe gespielt hat, den gesamten Lagerbestand eines riesigen Spielzeugladens in der Innenstadt gekauft, einen Bus für alle Kinder im größten öffentlichen Krankenhaus gemietet und sie dorthin gebracht hat, damit sie sich alles, was sie haben wollten, einfach aus dem Regal nehmen konnten. Das war in der Woche vor Weihnachten.

Ich war überrascht, habe mich aber mehr für die Einzelheiten über die mysteriöse Frau interessiert. Wer war sie? Was genau hat sie getan?

Aber Jeremy wollte das nicht weiter ausführen.

Diese Art von Informationen verleiht dem Mann eine gewisse Menschlichkeit. Er ist nicht nur der kalte, berechnende Geschäftsführer von Stonehart Industries. Er ist nicht nur das Monster, das mich eingesperrt hat. Er ist eine lebende, atmende Person mit Träumen, Sehnsüchten, Misserfolgen, Schwächen...

Eigentlich ist Jeremy Stonehart allen anderen sehr ähnlich. Als ich mich anfänglich in seiner Gegenwart aufgehalten habe, dachte ich, er gehörte zur übelsten Sorte der Menschheit.

Das glaube ich nicht mehr. Offensichtlich ist er nicht perfekt. Aber wie viele Menschen können das von sich behaupten? Und während sein Missbrauch anfänglich grundlos zu sein schien kann ich ihn nun verstehen — oder die Dinge zumindest aus seiner Perspektive betrachten.

Das macht seine Handlungen nicht akzeptabel. Das verringert weder ihre Ernsthaftigkeit noch ihre Grausamkeit. Aber ich glaube, dass mein Verständnis für ihn der Schlüssel war, der es mir gestattet hat zuzugeben, dass ich Gefühle für ihn habe.

Starke Gefühle. Gewaltige Gefühle.

Er hat mich nicht ausgenutzt, nur weil es ihm Spaß gemacht hat. Er hat mich dem Albtraum einerdürren,

kümmerlichen Existenz nicht ausgesetzt, nur weil er es konnte.

Er hat es aus Gründen getan, die in seinem Verstand sehr klar waren. Er hatte bestimmte Ziele im Auge. Hinter dem Irrsinn befand sich eine Logik. Eine verdrehte, dunkle, inakzeptable und masochistische Logik... aber sie war dar.

Auf diese Weise habe ich es fertiggebracht, meine widersprüchlichen Emotionen zu besänftigen, wann auch immer ich mich in der Nähe von Jeremy Stonehart aufhalte. Vielleicht bin ich schwach, dass ich meinem Entführer auf diese Weise verfallen bin. Vielleicht leide ich auch nur an Wahnvorstellungen.

Aber selbst wenn das so ist... wen kümmert es? Was ich in diesem Augenblick mit Jeremy habe, ist so viel besser als alles, was ich mir jemals mit irgendjemand anderem vorstellen könnte. Niemand kann mich dazu bringen, die Leidenschaften zu empfinden, die in mir

toben, wenn ich mit Jeremy zusammen bin. Gut, schlecht oder irgendetwas in der Mitte, sie sind alle ein Teil der unglaublichen Erfahrung mit ihm.

Jeremy kann nicht ersetzt werden. Niemand könnte das auch nur ansatzweise tun. Der Pfad, den wir eingeschlagen haben, um hier anzukommen, ist einzigartig.

Vielleicht fesselt mich das an ihn. Vielleicht ist es nicht einmal Jeremy selbst — oder zumindest nicht vollkommen — sondern eher die Reise, die wir zusammen zurückgelegt haben, die mir das Gefühl gibt, so unerklärlich tief mit ihm verbunden zu sein.

Was auch immer es ist, ich erlaube mir nicht, mir allzu große Sorgen darüber zu machen. Ich beschäftige mich hoch auf diesem verschlafenen Berg nur mit dem blühenden Gefühl der Wärme, das durch Jeremys Anwesenheit geweckt wird. Sein Lächeln, sein Lachen, seine Stimme und seine standhafte Intensität bei allem, was er tut, lassen meine Gefühle für ihn nur noch wachsen.

Und dann gibt es Augenblicke unerwarteter Zärtlichkeit, die kostbaren Momente, die mir einen kurzen Blick in seine Seele gewähren. Jedes Mal, wenn ich ihn dabei erwische, wie er mich wie in Trance anstarrt. Wenn ich ihn frage, was los ist, lächelt er nur und sagt: »Nichts.« Oder in den Augenblicken nach unserem Höhepunkt, wenn wir beide friedlich und erschöpft sind, und er zieht mich einfach nur nahe an sich heran, und unsere Herzen schlagen im gleichen Rhythmus. Das sind die Augenblicke, in denen er nichts sagen muss. Es gibt keine Worte, die beschreiben könnten, was wir zusammen haben. Das sind die Augenblicke, wenn Sprache eine grausame Parodie zu sein scheint, die vollkommen unfähig ist, eine Bedeutung zu finden oder der rohen, mächtigen Verbindung zwischen unseren Körpern eine Definition zuzuordnen.

Aber das ist alles bildlich gesprochen. Und ja, es gibt Zeit und Ort für Dichtung und Kunst. Sie sind wertvoll und vergänglich. Aber wenn man sich lange genug in ihren

Fängen aufhält, beginnt das Körperliche, seine Bedeutung zu verlieren.

An dem Punkt befindet sich mich jetzt.

Es ist eine langsame, sinnliche Verführung des tiefsten und primitivsten Teils des Verstands. Darin liegt die Gefahr. Denn wenn ich merken sollte, dass ich mich zu sehr daran gewöhne und mich in ihren Schranken zu wohlfühle, hat die Realität die schreckliche Angewohnheit, im unpassendsten Augenblick ihren hässlichen Kopf zu erheben.

Dieser Augenblick findet am dritten Tag unseres Aufenthaltes an dem frischen Samstagmorgen des 29. März statt.

Jeremy und ich verbringen die Nacht in den Armen des anderen. Er küsst mich wach und geht dann nach unten, während ich mich dafür entscheide, alleine zu duschen.

Als ich die breite Treppe ins Erdgeschoss

hinuntergehe, bekomme ich das ungute Gefühl, dass etwas nicht stimmt.

»Lilly«, grüßt Jeremy mich vom Flur aus. Seine Hände befinden sich hinter seinem Rücken. Die gute Laune, die er mir in den vergangenen Tagen gezeigt hat, ist verschwunden. »Komm mit mir!«

Seine Stimme enthält einen Unterton, der mich misstrauisch macht. »Was ist los, Jeremy?«, frage ich.

»Du wirst sehen.« Eine vage und beunruhigende Antwort. »Komm! Jetzt!«

Ich nicke und trotte hinter ihm her.

Er führt mich in einen dunklen, hallenden Raum. Die Vorhänge sind zugezogen.

»Schließ die Tür!«, sagt er, nachdem wir eingetreten sind.

»Jeremy...«

»Schließ sie einfach, verdammt noch mal!«

Eilig gehorche ich. Mein Herz hämmert in einem schweren, rasenden Rhythmus wie die Trommeln, die eine marschierende Armee in den Krieg führen.

Ich drehe mich zu ihm. Er hat sich in einen riesigen Sessel gesetzt, der vor den zugezogenen Vorhängen steht. Der Rücken des Sessels erstreckt sich fast bis zur Decke. Er sieht wie ein eiserner Thron aus.

Jeremy beobachtet mich von seiner Kommandozentrale aus. Seine Gegenwart zusammen mit dem Sessel und der Dunkelheit gibt mir plötzlich das Gefühl, sehr klein zu sein.

Und mehr als nur ein wenig verängstigt.

»Ich habe etwas gefunden«, erklärt er mir, »an dem Abend, an dem ich in dein Zimmer in Boston gekommen bin. Es hat mich verärgert. Aber dein Zustand hatte Priorität. Ich musste mich um dich kümmern.

Da du dich nun jedoch erholt hast«, er hebt einen

Finger, »und ich mich selbst davon überzeugen kann, dass dein Zustand sich verbessert, kehren meine Gedanken immer wieder zu dieser kleinen Entdeckung zurück. Weißt du, wovon ich spreche, Lilly?«

Ich blinzele schnell und versuche zu denken. Ich komme mir so vor, als würde ich vor Gericht stehen. Ich weiß allerdings nicht, wie die Anklage lautet.

Aber der Mann vor mir ist der gleiche, mit dem ich die vergangenen wunderbaren Tage verbracht habe.

»Nein«, sage ich und schüttle meinen Kopf.
»Jeremy...«

»Ich spreche *hiervon*«, knurrt er, und aus seiner Hand fliegt ein zerknülltes Stück Papier. »Heb das auf!«

Ich gehe darauf zu und beuge mich nach unten, während mein ganzer Körper zittert. Dieses Verhalten unterscheidet sich so sehr von dem, an das ich mich gewöhnt habe, dass ich nicht klar denken kann. Mir ist diese Seite von Jeremy

so lange nicht begegnet, dass ich vergessen habe, wie ich reagieren muss.

Langsam erhebe ich mich und öffne die Nachricht.

»Lies vor!«, schnappt Jeremy.

Es dauert eine Sekunde, bevor meine Augen die Schrift in dem matten Licht erkennen können. Aber als ich es schaffe, sehe ich sofort, worum es sich handelt.

Robins Nachricht.

Das regt ihn so auf? Das ist doch gar nichts!

»Jeremy, du verstehst das alles falsch«, beginne ich.

»Was auch immer du glaubst —«

»Ich habe gesagt«, seine Stimme schneidet durch meine hindurch wie eine Schere durch Seide, »lies vor, Lilly Ryder! Bring mich nicht dazu, mich zu wiederholen!«

Ich richte mich auf, damit er meine Angst nicht sieht. Es gibt nichts, vor dem ich Angst haben müsste. Nicht hier. Angst ist ein Zeichen von Schuld, und ich habe ein reines

Gewissen.

Ich räuspere mich und fange an zu lesen.

Fey ist immer noch wütend und ich ebenfalls. Aber im Gegensatz zu ihr glaube ich, dass ich dich verstehe.

Wenn du jemals wirklich Hilfe brauchst, kannst du zu mir kommen. Ich werde dich nicht abweisen.

Robin

»Ja«, sagt Jeremy, als ich fertig bin. »Könntest du mir erklären, was genau das bedeutet, Lilly?«

»Es bedeutet *gar nichts*«, antworte ich. Mein Temperament ist wieder in meiner Stimme zu hören, und meine Selbstsicherheit ist mir deutlich anzumerken. »Ich hatte das vollkommen vergessen.«

»Ach wirklich?«, höhnt Jeremy. »Ist das deine Erklärung? Dass du diese Nachricht vergessen hast? Ist das der Grund, warum du sie mir gegenüber nicht erwähnt hast? Ich habe dir genügend Zeit gegeben, mir davon zu

erzählen.«

»Nun, es ist die *Wahrheit*«, sage ich. Ich stolziere um ihn herum zum Fenster und öffne ruckartig die Vorhänge. Weißes Licht, das vom Schnee reflektiert wird, durchflutet den Raum.

Wenn Jeremy sich unwohl fühlt, weil ich hinter ihm stehe, zeigt er es nicht. Er steht weder auf, noch dreht er sich um, als er wieder zu mir spricht.

»Erinnerst du dich an das, was ich dir über Ehrlichkeit erzählt habe, Lilly?«, fragt er. Seine Stimme hat eine gewisse Schärfe an sich. »Erinnerst du dich an das, was ich über Lügen und Betrug gesagt habe?«

»Dass du beides inakzeptabel findest«, sage ich halb scherzend. Ich gehe auf eine Anrichte an der ihm gegenüberliegenden Wand zu und lehne meine Hüfte dagegen. »Ja und? Du wirst dich mit mir nicht wieder im Kreis drehen, Jeremy. Diese Art von Verhalten fängt an,

mich wirklich sauer zu machen.«

Er runzelt die Stirn und beugt seinen Kopf auf eine Seite. »Ist das wirklich etwas, das du zu mir sagen solltest?«, fragt er.

Tief unter seinen Worten verbirgt sich eine Drohung.

»Ich sage, was ich will«, erkläre ich ihm und verschränke meine Arme. Ich bewege mich hier sehr nahe am Abgrund. Ich würde diese Art von Ungehorsam niemals wagen, wenn er noch Stonehart wäre.

Aber ich werde auch nicht nachgeben und mir diesen Mist einfach anhören. Die Umstände sollten mir nicht vorschreiben, wie ich auf ihn zu reagieren habe. Ich muss deutlich machen, dass ich ebenfalls Ansprüche an ihn stelle. Zu versuchen, mich wegen einer Nichtigkeit wie dieser zu verängstigen, ist nicht akzeptabel. »Ich weiß nicht, wie viel du in diesen Brief hineininterpretiert hast, aber wofür auch immer du ihn hältst, du irrst dich.«

»Eine gewagte These.«

»Zu der ich stehe.« Ich hebe mein Kinn hoch in die Luft. »Ich habe keine Angst vor dir, Jeremy. Nicht mehr. Ich weiß, wozu du fähig bist. Ich habe es selbst erlebt. Aber ich weiß auch, wenn deine Gefühle für mich wirklich so tief sind, wie du behauptest, wirst du nichts dergleichen versuchen. Niemals wieder.«

»Lilly...«

»Nein. Lass mich ausreden! Ich bin kein kleines Mädchen, das sich von dunklen Orten und großen Theatervorstellungen verängstigen lässt. Du möchtest jemanden, der wirklich weiß, wer du bist und was du tust? Nun, hier bin ich. Du sagst, du bist ein Mann, der zu seinem Wort steht. Und du hast mir gesagt, dass du mir niemals wieder Schaden zufügen wirst. Es steht mir frei zu gehen, wann immer ich möchte. Erinnerst du dich nicht? Und doch habe ich beschlossen, bei dir zu bleiben.«

Aber dieser Mist muss aufhören, Jeremy. Ich bestehe darauf. Keine Drohungen mehr. Keine verdammten Spiele mehr. Lass mich nicht glauben, wir haben etwas Besonderes, nur um es dann mit einer Vorstellung wie dieser wieder zu zerstören.«

Ich halte den Brief vor mir in die Höhe. »Weißt du, wie viel Robins Worte mir bedeuten?« Ich reiße das Papier in der Mitte durch, falte es dann und wiederhole den Vorgang. Ich lasse die Stücke auf den Boden flattern. »Genau *so viel*. Das ist der Grund, warum ich diese Nachricht nicht erwähnt habe. Ich habe sie einfach vergessen. Ich muss dir nicht jede kleine Einzelheit von allem erzählen, das geschieht, wenn du nicht in der Nähe bist.«

»Lilly«, knurrt Jeremy.

»Ich bin noch nicht fertig«, unterbreche ich ihn. Leidenschaft baut sich in mir auf. Meine Stimme wird mit jedem Wort fester. »Wenn du behauptest, du möchtest, dass

das Vertrauen zwischen uns so ist wie zwischen einer Frau und ihrem Mann nach fünfzig Ehejahren, nun, dazu gehören verdammt noch mal zwei Menschen, Jeremy. Du kannst von mir nicht erwarten, dass ich gebe, gebe, gebe und im Gegenzug nichts zurückgeben.

Also keine verborgenen Gefahren mehr. Keine verschleierten Drohungen mehr. Von jetzt an sagst du, was du meinst, Jeremy, und du sagst mir genau, was du denkst. Das ist die einzige Möglichkeit, damit unser Vertrauen sich entwickeln kann. Denn weißt du was? Liebe ist nur ein Teil der Gleichung.«

Er schaut mich für einen langen Augenblick schweigend an. Seine Augen haben sich verdunkelt, und sein Gesicht ist bewegungslos.

Ich hasse es, wenn er so wird. Er verbirgt alles, und das macht es unmöglich, ihn zu durchschauen.

Aber ich werde nicht nachgeben. Ich bleibe in meiner

Haltung standhaft. Egal, wozu Jeremy fähig ist, ich werde mich nicht dazu erniedrigen lassen, in seiner Nähe stets vorsichtig zu sein. Auf keinen Fall.

Nicht mehr.

Langsam legt er eine Hand auf sein Gesicht und verengt seine Augen. Er berührt die Seite seiner Nase und zeigt dann mit dem gleichen Finger auf mich.

»Du«, sagt er, »bist verdammt sexy, wenn du so entschlossen bist.«

Und dann springt er aus seinem Sessel auf und stürmt mit solcher Geschwindigkeit auf mich zu, dass ich nach hinten stolpere. Er hält mich an der Taille fest zieht mich zu sich hin. Sein Mund stürzt sich mit rasender Intensität auf meinen.

Er küsst mich lange und fest. Als er sich löst, bin ich atemlos und schwach. Dieser Kuss hat so viel enthalten — so viele Worte und Gefühle, die niemals ausgesprochen

werden können — dass es ein Wunder ist, dass ich noch aufrecht stehe.

Er schaut mich durch dunkle, von langen Wimpern umgebene Augen an. Wenn es etwas gibt, das ich in seinem Blick finde, ist es das erste Anzeichen von reiner, unzweifelhafter Aufrichtigkeit.

»Ich habe dir die Schlüssel zum Königreich gegeben«, sagt er. »Es gibt niemand anderen. Und das wird es auch niemals. Du bist alles, was ich habe, und alles, was ich jemals will. Aber dieses?«, er stößt mit seinem Fuß gegen das zerrissene Stück Papier auf dem Boden, »hat das Potenzial, mich zu verängstigen.«

»Was?«, flüstere ich. Es ist das erste Mal, dass ich höre, wie Jeremy so eine *Verletzlichkeit* zugibt.

»Mein Verstand ist dunkel, Lilly«, sagt er. »Meine Gedanken sind schwarz. Immer. Du bist das Licht, das sie teilt und hindurchscheint. Du erreichst meine Seele. Gegen

dich kann ich mich nicht verteidigen.«

Er lässt mich los, geht zum Fenster und blickt hinaus.

Er legt eine Hand auf die Fensterbank. »Allerdings«, sagt er leise, »möchte ich das auch nicht.«

»Was willst du damit sagen?«, frage ich vorsichtig.

»Ich will damit sagen, dass es Auslöser gibt — zum Beispiel diesen Brief — die mich dazu bringen, in alte Gewohnheiten zu verfallen. Ich wehre mich gegen sie, Lilly, so gut ich kann. Aber sie sind ein wesentlicher Teil von mir. Diese Schwächen, diese Reaktionen, sind instinktiv. Wenn wir getrennt sind und ich das Gefühl habe, die Kontrolle zu verlieren, steigen sie alle in mir auf. Dagegen kann ich nichts tun. Ich möchte mich nicht verändern. Diese Reaktionen — genau die Dinge, die du an mir verabscheust — haben zu meinem Erfolg beigetragen.«

»Ich verabscheue sie nicht, Jeremy«, sage ich leise.

»Und du musst es nicht erklären. Ich verstehe dich.«

»Tust du das?« Er dreht sich zu mir. »Nein.« Er schüttelt seinen Kopf. »Das tust du nicht. Wie könntest du? Du hast nicht die Dinge gesehen, die ich gesehen habe, hast nicht das erlebt, was ich erlebt habe. Du hast nicht genug Erfahrung, um das Böse zu erkennen, dass im Untergrund lauert. Ich versuche, es unter Kontrolle zu halten, Lilly. Wirklich, das tue ich. Nur um dich herum. Und doch«, er atmet aus, »kommt es gelegentlich wieder hoch.«

»So wie mit diesem Brief«, stelle ich fest.

»Wie mit diesem Brief«, bestätigt er. »Allerdings ist es dir gelungen, es rechtzeitig zu entschärfen. Bevor ich etwas...«, er zeigt mir ein schiefes Lächeln, »...sehr, sehr Übereiltes tun konnte.«

Ich schlendere zu ihm hin. »Ach ja?«, sage ich, wobei ich mich mächtig fühle und stolz auf mich bin, dass ich

meine beabsichtigte Wirkung auf ihn erzielt habe. »Und was wäre das gewesen?«

»Glaub mir«, sagt er und dreht sich weg, »das möchtest du nicht wissen.«

Ich berühre seinen Arm. »Doch, Jeremy, das möchte ich«, sage ich. »Ich möchte es wissen. Denn ich möchte alles über *dich* wissen.«

»Das tust du. Du hast mich gesehen.«

»Ich möchte wissen, was hier oben vor sich geht.« Ich streiche ihm das Haar aus der Stirn. »Was geht in deinem ach so gut beschützten Verstand vor?«

Er nimmt meine Hand und dreht meine Handfläche nach oben. Er berührt mit seinen Lippen meine Fingerspitzen. »Nein«, sagt er, »das möchtest du nicht. Ich bin vollkommen kaputt, Lilly. Wenn du nur ein Zehntel von dem kennen würdest, wer ich wirklich bin, würde ich dich für immer verlieren. Ich bin nicht bereit, das zu riskieren.«

»Ich habe deine schlimmste Seite bereits gesehen«, flüstere ich sanft, »und ich bin immer noch hier, oder nicht? Wie sehr könnte es mich wirklich abstoßen?«

»Sehr viel mehr«, sagt er. »Und doch verwundert mich das. Warum bist du noch hier, Lilly? Warum bleibst du bei mir?«

»Weil ich...«

»Nein.« Er bringt mich zum Schweigen, indem er einen Finger auf meinen Lippen presst. »Sag es nicht! Nicht jetzt. Unsere gemeinsame Reise durch diese einsame Welt beginnt erst. Sag es nicht, bevor du nicht weißt, was du wirklich fühlst.«

»Ich weiß es«, sage ich beharrlich, als meine Sturheit sich meldet. »Du wirst mich mit so einer Erklärung nicht loswerden.«

»Ich habe meine Gründe«, sagt er. »Und ich bin mir sicher, du hast deine. Und deine Gründe, Lilly, haben

nichts mit Liebe zu tun.«

Kapitel Zwei

Ich verbringe den Rest des Tages damit, über Jeremys letzte Worte an mich nachzudenken.

Sie beinhalteten definitiv eine hintergründige Nachricht. Die gleiche, die er schon angedeutet hat, als er mir das erste Mal die Geschichte darüber erzählt hat, wie er vor Gericht das Unternehmen seines Vaters übernommen hat.

Dass er jemanden erkennen kann, der auf Rache aus ist.

Es ist schon lange her, dass ich darüber nachgedacht habe. Während unserer Zeit zusammen an diesem wunderbaren Ort hat es dafür keine Gelegenheit gegeben.

Aber nun ist dieses unterschwellige Misstrauen zurück. Die giftige Kluft, die droht, alles zu untergraben, das es

zwischen uns gibt.

Vielleicht war ich zu naiv. Vielleicht habe ich meinen Kopf zu tief in den Sand gesteckt. Vielleicht wurde ich von der Brillanz meines eigenen Racheplans so verzaubert, dass ich den Blick auf das große Ganze verloren habe.

Aber ehrlich, wie großartig kann mein Plan denn wirklich sein? Zu diesem Zeitpunkt besteht er eigentlich aus gar nichts. Keiner Tiefe. Keiner Sorgfalt. Kein... kein überhaupt nichts eigentlich.

Ich hatte diese vage Vorstellung, dass ich Jeremy Stonehart nahe kommen musste, um meinen Racheplan schmieden zu können. Das war der erste Schritt. Zu dem Zeitpunkt erschien die Aussicht so unwahrscheinlich, dass ich nicht einmal über den zweiten Schritt nachgedacht habe.

»Brillanz?«, höhne ich. Mein Plan besteht eher aus brillantem Unfug. Was habe ich geglaubt, könnte ich

erreichen, selbst wenn ich ihm nahe komme? Würde ich ihn töten? Nein. Das ist nie meine Absicht gewesen.

Hass und Verachtung ließen mich zu Anfang Leidenschaft und Verständnis vortäuschen. Hass und Verachtung bestärkten mich in meinem Vorhaben, mich in Jeremy Stoneharts Herz hineinzuschleichen.

Nun, das habe ich geschafft. Eigentlich ist mir das schon vor Monaten gelungen — wenn die Behauptung, dass ich so lange in einem Koma gelegen habe, der Wahrheit entspricht.

Und trotzdem erscheint mir etwas an Jeremys Darstellung der Geschehnisse nicht zu stimmen. Es fehlt etwas. Wenn ich wirklich einen Gehirnschaden hätte, würde mir das dann nicht irgendwie bewusst sein? Würde sich das nicht irgendwie bemerkbar machen, indem es meine geistigen Fähigkeiten beeinträchtigt?

Die Annahme, dass diese Verletzung *nur* meine

Emotionen beeinträchtigt, erscheint mir zu praktisch, um glaubwürdig zu sein. Sie ist zu leicht und zu einfach. Zu sauber.

Warum bin ich überhaupt in ein Koma gefallen? Das ergibt keinen Sinn. Ich habe Jeremy nicht gedrängt, mir mehr Informationen zu geben, weil ich weiß, dass er mir die gleiche Geschichte nur noch einmal erzählen würde.

Und woher soll ich überhaupt wissen, dass es tatsächlich März ist? Woher weiß ich, dass wir wirklich in Colorado sind? Alle Informationen über meine Situation kommen direkt von Jeremy. Und er ist ein Meister darin, Lügen in Wahrheiten zu verwandeln.

Wir könnten uns überall auf der Welt aufhalten. Es könnte jeder Tag im Jahr sein. Ich hatte bisher keinen Zugang zu Informationen aus der Außenwelt. Wir sind hier vollkommen isoliert.

Ich habe bisher nicht zugelassen, dass mir das Sorgen

bereitet, weil es nichts gibt, was ich dagegen tun könnte. Und ich musste mir Zeit geben, meine Nähe zu Jeremy zu genießen.

Nun, diese Zeit hatten wir. Von Mittwoch bis jetzt.

Wenn es überhaupt Mittwoch gewesen ist, als ich aufgewacht bin. Nichts, was ich weiß, kann als die absolute Wahrheit angesehen werden.

Jesus.

Ich lege eine Hand auf meine Stirn und schließe die Augen. Meine Gedanken drehen sich im Kreis. Paranoia übt ihren Einfluss auf mich aus. Ich werde den Verstand verlieren, wenn ich hier noch sehr viel länger eingesperrt bin.

Ich mache mich daran, Jeremy zu finden und von ihm zu verlangen, dass er uns nach Hause bringt.

Aber er befindet sich nicht an dem Ort, an dem ich ihn zu dieser Tageszeit erwartet hätte. Ich durchsuche das

gesamte Erdgeschoss und rufe seinen Namen. Ich bekomme keine Antwort.

Ich steige die Treppe in den ersten Stock hinauf und versuche es erneut. Hier ist er auch nicht.

»Wo treibt dieser verfluchte Mann sich rum?«, murmele ich in mich hinein.

Dann sehe ich eine kleine Tür, die geschickt in einer Ecke der Wand verborgen ist. Sie steht etwas offen. Ich habe sie zuvor noch nie bemerkt.

Ich drücke sie auf und sehe eine kleine Wendeltreppe, die nach oben führt. Ich spüre, wie sich von dort oben etwas Wärme ausbreitet, die von einem Feuer auszugehen scheint.

»Jeremy?«, rufe ich aus, als ich eine Hand auf die Brüstung lege. »Bist du da?«

Ich bekomme keine Antwort, aber ich mache mich trotzdem auf den Weg.

Die Treppe scheint nicht enden zu wollen. Als ich höher steige, wird die Wärme intensiver.

Oben angekommen erreiche ich einen unmöblierten Flur. Es gibt weder Teppiche auf dem Boden noch Bilder an den Wänden. Es ist nur ein langer, leerer Gang mit hölzernen Dielen und Wänden aus Zedernholz zu sehen, der auf eine Art Dachboden zuführt.

Ich gehe weiter, neugierig aber doch vorsichtig.
»Jeremy?«

Ich biege um eine Ecke und sehe die Wärmequelle. An der entgegengesetzten Wand befindet sich ein riesiger Kamin. Er ist sogar noch größer als der im Erdgeschoss. Wie es aussieht gehörte er zum ursprünglichen Haus.

Im Zimmer steht ein einzelner Sessel. Er sieht verschlissen und alt aus. Eine Doppeltür an der gegenüberliegenden Wand rundet das Bild ab.

Jeremy sitzt in dem Sessel. Er schaut mich nicht an, als ich eintrete. Er spricht nicht.

»Komm her, Lilly! Setz dich auf meinen Schoß!«

Ich gehorche.

»Was tust du hier oben?«, frage ich.

»Ich denke nach«, sagt er ernst. Die Flammen knistern und brennen vor uns. »Und ich denke zurück.«

»An was?«

»Viele Dinge«, seufzt er. Er klingt sowohl nachdenklich als auch mürrisch. Ich habe ihn noch nie in so einem Zustand gesehen.

»Weißt du, was sich hinter diesen Türen befindet, Lilly?«, fragt er und zeigt mit dem Kopf in ihre Richtung.

»Nein«, sage ich. »Wie sollte ich das?«

»Es ist nichts Angsteinflößendes, das versichere ich dir. Komm!« Er steht auf und nimmt meine Hand. »Wir

werden dem gemeinsam entgegentreten.«

»Wir werden *was* gemeinsam entgegentreten, Jeremy?«, beginne ich, aber er befindet sich bereits fast auf der anderen Seite des Raumes.

Er stellt sich vor die Türen. Fast ehrfürchtig legt er eine Hand darauf. »Diese wurden seit fast zwanzig Jahren nicht geöffnet«, erklärt er mir. Seine Stimme ist so leise, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich diese Bemerkung hören sollte.

»Warum?«, frage ich. Ich habe keine Angst. Nicht wirklich. Ich habe ein Gefühl für die Situation, und ich glaube nicht, dass auf der anderen Seite der Türen eine scheußliche Überraschung auf mich wartet.

Hier geht es um Jeremy. Etwas an diesen Türen und dem Raum, in den sie hineinführen, hat eine Bedeutung für ihn.

»Weil«, sagt er und festigt seinen Griff um meine Hand

herum, »sie in das Heiligtum meiner Mutter führen.«

Und damit fällt seine freie Hand auf die Klinke, und er drückt sie nach unten, um die Tür nach innen zu öffnen.

Im Gegensatz zu dem leeren Raum hinter uns ist dieser möbliert. Es wurden allerdings große, weiße Laken über alles geworfen. Die Luft ist stickig, aber trotzdem nicht abgestanden.

In der Mitte sehe ich den Umriss eines Bettes. An den Seiten gibt es Kommoden, Kleiderschränke und Garderoben. Etwas, das wie ein Kosmetiktisch aussieht, mit einer großen, ovalen Form, die an einen Spiegel dahinter erinnert.

Das Licht von dem Feuer hinter uns strahlt in den Raum hinein. Unsere Schatten werden wie die von bösen Geistern auf den Boden geworfen. Selbst mit Jeremy an meiner Seite, selbst wenn er die Führung übernimmt, fühlt es sich so an, als würde ich unbefugt eintreten. Es ist

schlimmer als zu dem Zeitpunkt, als ich Jeremys geheimen Überwachungsraum entdeckt habe und dachte, das sei sein Büro.

Es fühlt sich so an, als würde ich in einen geheiligten Ort eindringen. Fast so, als wäre dies ein Tempel, in den ich nicht gehöre.

»Jeremy...«, sage ich.

»Dies hätte ich niemals ohne dich getan«, erklärt er mir. Er tritt einen Schritt nach vorn, und — für einen Augenblick — scheint er fast zu wanken.

In nur dem Bruchteil einer Sekunde ist dieser Eindruck verschwunden. Aber Jeremy — Jeremy Stonehart, der immer so gefasst und selbstsicher ist — hat tatsächlich einen falschen Schritt gemacht.

Er lässt meine Hand los und schreitet über den staubbedeckten Boden. Als wollte er seine augenblickliche Schwäche wieder gutmachen.

Er hält vor einem langen Paar Vorhängen an und öffnet sie.

Durch diese Bewegung wird überall Staub aufgewirbelt. Und plötzlich scheint ein schwaches Mondlicht hinein und stößt auf das warme, orangefarbene Glühen des Feuers.

Jeremy öffnet das Fenster, und umgehend zieht ein Windstoß an ihm vorbei. Die kühle Luft breitet sich aus und reinigt das Zimmer.

Und dann dreht Jeremy sich herum und beginnt, systematisch und schweigend die Möbel von den Laken zu befreien.

Ich fange an, ihm zu helfen. Wir arbeiten in einerverständnisvollen Stille, in der niemand von uns etwas sagt, aber niemand von uns muss etwas sagen. Da ich den Einfluss seiner Mutter auf ihn kenne, kann ich nicht einmal ansatzweise verstehen, was es für ihn bedeuten muss

hierherzukommen. Mir war nicht einmal bewusst, dass dies das Haus seiner Familie ist, und nicht etwas, das er erst gekauft hat, nachdem er zu Stonehart geworden war.

Es dauert eine gute halbe Stunde, dem Zimmer seinen ursprünglichen Glanz zurückzugeben. Nachdem Jeremy die Möbel aufgedeckt hat, wirft er die Laken nicht einfach auf den Boden. Er faltet sie alle zu ordentlichen, gleichmäßigen Quadraten zusammen.

Ich weiß nicht, warum er das tut. Aber ich habe nicht vor, seine Träumerei zu unterbrechen. Seine Bewegungen haben eine unbestreitbare Weichheit an sich. Eine sanfte Zärtlichkeit. Er funktioniert in einem fast traumartigen Zustand.

Schließlich ist nur noch ein weißes Laken übrig. Es bedeckt einen weiteren Kaminsims. Ich habe bemerkt, dass Jeremy es bisher absichtlich gemieden hat. Doch nun, da es das letzte Laken ist, das noch übrig ist, kann es nicht weiter ignoriert werden.

Er hält davor an und betrachtet es für einen Augenblick.

»Komm her, Lilly!« Dies sind die ersten Worte, die er spricht, seitdem wir eingetreten sind. »Dies möchte ich mit dir zusammen tun.«

Ich stelle mich neben ihn. Während wir beschäftigt waren, habe ich meinen Blick absichtlich von persönlichen Gegenständen abgewendet. Die Figuren auf den Regalen, die Gegenstände in den Schubladen, die Bilder an den Wänden werden mir zur rechten Zeit von Jeremy erklärt werden, wenn er das möchte. Es war nicht meine Absicht, den ersten Eindruck zu zerstören, indem ich etwas in Dinge hineininterpretiere.

»Das ist wichtig für dich?« Es ist eher eine Feststellung als eine Frage.

»Sehr«, sagt Jeremy. »Ich habe nicht geglaubt, dass ich jemals wieder in der Lage sein würde, hierher zurückzukehren. Dieses Zimmer... bedeutet mir so viel. Es gab hier so viel Schmerzen. Diese Wände haben so viel

Leid gesehen. Aber es gab auch Gutes. Es gab Liebe. Und Güte. Doch das konnte die Dunkelheit nicht besiegen, Lilly. Aber es machte sie zumindest ein kleines bisschen erträglicher.« Er schaut mich an. »Ergibt das irgendeinen Sinn?«

»Natürlich«, antworte ich ihm und lasse meine Finger durch seine gleiten. »Aber wessen Schmerz, Jeremy? Deiner oder...«

»*Ihrer*«, sagt er. Und damit zieht er das letzte noch verbleibende Laken herunter.

Es flattert wie ein Seidenband, das von einer Brise getragen wird, langsam auf den Boden. Ich verstehe umgehend, warum Jeremy dieses Laken bis zuletzt aufgehoben hat.

Über dem Kaminsims hängt ein prächtiges Porträt einer wunderschönen Frau. Sie sieht wie eine Königin aus, wie sie dort mit geradem Rücken in einem vergoldeten Stuhl

sitzt. Lange schwarze Locken fallen bis über ihre Schultern. Das dunkle Haar bedeckt die Haut, die von einem tiefgeschnittenen Kleid entblößt wird.

Es ist unmöglich, ihr Alter zu erraten. Vielleicht war sie nicht älter als ich, als dieses Bild angefertigt wurde. Oder vielleicht war sie fünfzehn oder sogar zwanzig Jahre älter. Die feinen Linien um ihre Augen herum, die so meisterhaft gemalt wurden, geben keinen Hinweis. Sie lassen sie eher erhaben erscheinen. Elegant. Irgendwie überweltlich, sowohl in Bezug auf Zeit als auch auf Raum.

Ich muss Jeremy nicht anschauen, um die Ähnlichkeit zu entdecken. Sie ist offensichtlich.

Die Augen, denke ich. Es sind die Augen, die so ähnlich sind.

Ich dachte — habe zu Recht angenommen — dass Jeremy seine Augen von seinem Vater geerbt hat. Ich dachte das wegen der Art und Weise, wie er über Hugh

gesprochen hat und wie mächtig er ihn hat erscheinen lassen. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein starker Mann einen schüchternen Blick hat.

Nachdem ich Hugh getroffen habe, hätte mir klar sein sollen, dass das nicht der Fall ist. Er hat kleine, hinterlistige, stechende Augen. Die Augen eines Betrügers. Die Augen eines Schwindlers.

Die Augen einer faulen, stinkenden Ratte.

Jeremys Augen sind jedoch prächtig. Genau wie die seiner Mutter. Sie sind voller Stolz und Stärke und Wissen. Wissen im Sinne von Selbsterkenntnis, nicht das Wissen von nutzlosen Fakten und Zahlen. Das Wissen, wer man als Mensch ist. Das Wissen um den eigenen Platz in der Welt, Zuversicht in Bezug auf seine Fähigkeiten.

»Sie ist wunderschön«, hauche ich. Ich zucke zusammen und bereue umgehend meine Wortwahl. Schönheit ist so kurzlebig und so vergänglich. Sie ist sogar

bedeutungslos, wenn sie von nichts anderem unterstützt wird. *Wunderschön* klingt wie ein leeres, hohles Wort, um den Glanz der Frau in dem Porträt vor mir zu beschreiben.

Aber Jeremy scheint es nichts auszumachen. Ich glaube eher, er hat sich in einen tiefen, weit entfernten Ort zurückgezogen. »Ja«, murmelt er, wobei er sich meiner Gegenwart nur noch halb bewusst ist. »Ja, das ist sie, oder nicht?«

Er greift nach vorn und berührt mit einer Hand den Rand des Bildes.

So viele Fragen kommen mir in den Sinn. Wie konnte eine Frau mit so viel offensichtlicher Stärke einem Mann wie Hugh erliegen? Wie tief musste sie gefallen sein, um den gleichen Drogen nachzugeben, die den Verstand meines Vaters gefordert haben? Wie schlimm muss ihr Leben gewesen sein? Wie verzweifelt?

Plötzlich steigt eine große Flut von Mitleid in mir auf.

Mitleid vermischt mit etwas anderem, etwas, das ich leugnen möchte, aber nicht kann. Etwas Dunklem, Scharfem und sehr Gefährlichem.

Verbitterung.

Dies ist die Frau, die mir so viele Schmerzen zugefügt hat. *Dies* ist die Frau, die Jeremy dazu verleitet hat, mich zu suchen. Sie befindet sich im Herzen von all dem, genau im Mittelpunkt der Albträume, die ich erdulden musste.

Aber sie hat dich auch an einige gute Orte gebracht, erinnert mich eine Stimme. *Sie hat dich zu Jeremy gebracht — nicht zu Stonehart — und all dem Guten, zu dem das geführt hat.*

Ja, entgegnet etwas, aber ohne sie würde mein Leben immer noch mir gehören.

Ich habe ein fast unzählbares Verlangen, das Bild zu ergreifen und es ins Feuer zu werfen. Die zuversichtliche, bewusste Selbstsicherheit von Jeremys Mutter

auszulöschen.

Dann erwische ich mich dabei, wie ich mir genau diese Szene vorstelle. Ich höre auf und erschauere. Das bin ich nicht. Ich bin nicht eitel oder dumm genug, um mich von dem Gemälde einer Frau bedroht zu fühlen, die schon seit zwanzig Jahren tot ist.

Die Tiefe der Gefühle, die heraufbeschworen werden, wenn ich diese Frau anschaue, überrascht mich. Und wenn dies nur ein Zehntel dessen ist, was Jeremy für sie empfindet... dann ergeben all seine Handlungen einen Sinn.

Verbitterung hebt noch einmal ihren hässlichen Kopf an.

Ist dies die Frau, mit der ich konkurriere? Die Frau, die so einen starken Einfluss auf Jeremys Verstand hat? Wie kann es fair sein, mit jemandem verglichen zu werden, dessen Schönheit immerwährend ist, da sie in einem Gemälde wie diesem festgehalten wurde?

Und doch ist das genau der Kampf, der in Jeremys Kopf vor sich geht. Das hat er selbst gesagt. Es gab nur zwei Frauen, die er jemals wirklich geliebt hat: seine Mutter und mich.

Sieht er mich auf irgendeine kranke, geschädigte und verrückte Weise als ein... als einen *Ersatz* für sie an?

Ich bekomme eine Gänsehaut. Ich kann nichts tun, um die eklige Widerwärtigkeit dieses Gedankens von mir abzuschütteln.

Ich habe gehört, dass Jungs während ihrer Kindheit eine Frau heiraten möchten, die sie an ihre Mutter erinnert. Ich habe noch niemals über den Wahrheitsgehalt in dieser Aussage nachgedacht. Ich hätte mir vorstellen können, dass vielleicht das Gegenteil der Fall ist: Mädchen möchten jemanden finden, der sie an ihren Vater erinnert — doch da ich so einen Menschen nicht in meinem Leben habe, könnte ich niemals für mich selbst beurteilen, ob das der Fall ist.

Und doch scheint alles, was Jeremy getan hat, alles, das ihn zu mir geführt hat, von der Frau zu entspringen, die ich in diesem Augenblick anschaue. Vielleicht ist es sogar noch schlimmer. Alles, was Jeremy getan hat, entspringt seiner *Erinnerung* an sie. Eine Erinnerung, die sie zweifellos perfekter erscheinen lässt, als sie jemals gewesen ist. Perfekter als irgendjemand sein könnte.

Jeremy hat dieses perfekte Bild von ihr in seinem Kopf. Ein Bild, das von der Kindheit geprägt wurde, die er an ihrer Seite verbracht hat. Charles hat mir erzählt, dass sie die Einzige war, die ihm jemals Zuneigung gezeigt hat. Das hat sie für ihn nur noch wertvoller gemacht.

Erinnerungen, die während der Kindheit geprägt werden, sind am schwersten auszulöschen. Es ist eigentlich unmöglich. Sie stammen aus einer Zeit, wenn man am leichtesten zu beeindrucken ist, wenn das Bild, das man von der Welt hat, nicht einem selbst gehört, sondern seinen Eltern.

Was auch immer Jeremy von mir erwartet, es wird mir niemals möglich sein, ihrer Perfektion und Herrlichkeit auch nur annähernd gleichzukommen. Sie existieren in einer Leere, die weder von Zeit noch von Vorkommnissen beeinflusst werden kann. Sie existieren einzig und allein in Jeremys Verstand.

Ich möchte nicht länger hier sein.

Ich ziehe an Jeremys Hand. »Schatz, komm weg von hier!«, sage ich. Die Stimme, die ertönt, ist kaum meine eigene. »Komm mit mir! Lass uns ins Bett gehen!«

Jeremy ist von dem Bild wie versteinert und hört mich nicht einmal.

»Sie ist genauso, wie ich sie in Erinnerung habe«, sagt er mit einer Stimme, die weit weg und distanziert klingt. »Dieses Bild zeigt, wer sie wirklich war.«

Eine wilde Angst wird in mir zum Leben erweckt, als ich die kalte Bitterkeit in seinen Worten höre.

»Mein lieber...«

»Nein!« Jeremy reißt mit einer wilden Bewegung seine Hand aus meiner. »Du kannst gehen, wenn du willst, Lilly. Lass mich hier! Du kannst dir nicht vorstellen, wie viel Mut ich aufbringen musste, um sie dir zu zeigen. Wenn du das nicht schätzen kannst...«, er dreht seinen Kopf in meine Richtung und beendet den Satz mit einem boshaften Knurren, »dann bist du nicht besser als *er*.«

Ich muss nicht fragen, um zu wissen, wer mit »er« gemeint ist. Das ist offensichtlich.

Jeremys Vater.

Ich *möchte* gehen. Aber ich kann spüren, dass dies ein entscheidender Augenblick für Jeremy und mich ist. Was auch immer nun geschieht, was auch immer einer von uns als nächstes tut, wird fest in seinem Kopf verankert bleiben und unsere Beziehung bis zum Ende definieren.

Also schlucke ich meine Angst herunter, bekämpfe mein

eigenes Unwohlsein und tue, was ich von ihm erwarten würde, wenn ich mich an seiner Stelle befände.

Ich trete auf Jeremy zu und lege meine Hände auf seinen Rücken. Ich reibe langsam seine Schultern und lehne dann meinen Kopf gegen seinen Arm.

Und zu meiner unglaublichen Freude spüre ich, wie er sich unter meiner Berührung entspannt.

»Es tut mir leid«, sagt er. »Es sind nur — Emotionen, Lilly. Emotionen, mit denen ich nicht umzugehen weiß. Sie kommen nun alle in mir hoch. Ich kann sie nicht aufhalten.«

»Dann tu das auch nicht«, erkläre ich ihm leise. »Denk nur immer daran, was auch immer geschieht, ich werde dich nicht aufgeben. Ich werde dich nicht einfach verlassen.«

Er legt seine Hand auf meine. »Danke«, sagt er.

Wir bleiben so stehen, zusammen und doch getrennt, zufrieden mit der Stille, die uns wie zwei Gletscher

umgibt, die in einem ansonsten leeren Meer nebeneinander treiben. Erst als Jeremy sich ohne eine Aufforderung von mir regt, bricht der Zauber schließlich.

»Dann komm«, sagt er und küsst flüchtig meine Knöchel, »lass mich dir von ihr erzählen.«

Kapitel Drei

Als wir nach unten gehen, beginnt Jeremy mit seiner Geschichte.

»Dieses Haus hat einst meinem Vater gehört«, sagt er und führt mich die Stufen hinunter. »Es war unser Zuhause für den Winter. Wir sind jedes Jahr während der Weihnachtsfeiertage hierhergekommen.

Mir hat diese Reise immer gefallen. Etwas an der Größe des Schlosses hat mich angesprochen. Zuhause haben wir verschwenderisch gelebt. Aber unser Zuhause war... nun, es war gewöhnlich. Es war vertraut. Für einige Wochen im Dezember hierherzukommen war wie eine Reise in ein Fantasieland.

Wenn man es durch die Augen eines kleinen Jungen betrachtet, war es magisch, Lilly. Meine schönsten

Erinnerungen habe ich aus der Zeit, als ich fünf, sechs oder sieben Jahre alt war. Natürlich sind es nur Bruchstücke. Aber ich kann die Wärme spüren. Ich erinnere mich immer noch an das Gefühl, das geweckt wurde, wenn ich gesehen habe, wie sich das Schloss in der Ferne erhob.

Das war zu der Zeit, als ich noch ein verzerrtes und unvollständiges Verständnis von der Welt hatte.

Wie ich dir schon einmal erzählt habe, wurde ich als Letzter geboren. Der Altersunterschied zwischen mir und meinen älteren Brüdern war riesig. Er stellte eine unüberbrückbare Kluft dar. Zu dem Zeitpunkt habe ich das nicht so gesehen, aber ihnen war das bewusst.

Sie haben sich mir nicht so nahe gefühlt wie ich mich ihnen. Ich war nur ein Ärgernis — eine Katze, die man anspickt, wenn sie zu nahe kommt. So naiv aber auch hoffnungsvoll wie ich war, konnte ich meinen Brüdern niemals vorwerfen, was sie getan haben. Ich habe sie

geliebt, und ihr Verhalten mir gegenüber war einfach nur... gewöhnlich. Ich dachte, es sei normal.

Natürlich stammte sehr viel von ihrer Abneigung von meinem Vater. Er hatte keine Skrupel, ihnen klar und deutlich zu sagen, wie wenig er von mir hielt. Von ihm haben sie ihr Verhalten gelernt.

Meine Mutter, so wie alle guten Mütter es tun, hat mich vor dem Schlimmsten beschützt. Eigentlich wusste ich in den ersten sieben oder acht Jahren meines Lebens nicht einmal, dass etwas absolut nicht stimmte.

Aber die Grausamkeit meiner Brüder wurde im Laufe der Jahre immer schlimmer. Sie blieben unbestraft, da meinem Vater das egal war. Wenn überhaupt, glaube ich, er hat sie dafür noch gelobt. Er dachte, es würde mir helfen, mich abzuhärten, wenn ich groß werde.

Vielleicht ist es schwer, sich das vorzustellen, Lilly. Aber als Junge war ich klein und dürr. Körperliche Anmut

und eine starke Gegenwart waren für mich nicht selbstverständlich.« Er gibt ein humorloses Lachen von sich. »Das sind Dinge, die ich erst lernen musste.«

Ich erinnere mich an all das, was Charles mir erzählt hat — all die Dinge, von denen Jeremy nicht weiß, dass ich sie weiß — und bekomme ein besseres Bild von Jeremy Stonehart, als er noch ein kleiner Junge war.

»Aber das ist nicht das, was ich dir erzählen möchte. Meine Probleme sind hier nicht wichtig. Es geht um ihre. Und außerdem...«, er hält inne, um sich ein Glas Scotch einzugießen, »...habe ich während meiner Teenagerjahre sehr viel Schlimmeres erlitten.«

Da ist wieder diese Anspielung. Diese Andeutung, dass etwas ganz furchtbar schiefgegangen ist, bevor er zu einem Mann wurde. Er hat es schon einmal zuvor erwähnt, als er mich davor gewarnt hat, die Gefühle zu unterdrücken, die ich während meiner Zeit an der Säule empfunden habe. Seitdem habe ich den Eindruck, dass dies ein sehr

wichtiger Punkt ist in Bezug auf den Mann, zu dem er sich entwickelt hat.

Ich möchte ihn danach fragen. Ich *habe vor*, ihn danach zu fragen. Aber nicht jetzt. Nun ist das Beste, was ich tun kann, einfach zuzuhören.

»Dieses Zuhause hat gute Erinnerungen«, sagt er, »und schlechte. Hier wurde ich zum ersten Mal Zeuge des Missbrauchs meiner Mutter durch meinen Vater.

Ich habe durch die Wand hindurch gehört, wie er geschrien hat. Das hat mich geängstigt. Wenn mein Vater schrie, hat das bedeutet, dass er wirklich wütend war. Es gab keine Möglichkeit abzuschätzen, was er tun könnte.

Ich glaube, er hatte Spaß daran, Lebewesen Schmerz zuzufügen. Das ist eine Eigenschaft, die er sein ganzes Leben lang über hatte. Er hat sie an meine Brüder weitergegeben. Aber im Gegensatz zu ihnen — und trotz allem, was du vielleicht glaubst — habe ich sie nicht

geerbt.

Manchmal sind Dinge wie diese...«, Jeremys Lippen zucken, »...notwendig. Bedauerlich, aber trotzdem notwendig. Versteh mich nicht falsch, Lilly! Mir ist bewusst, was ich getan habe. Aber lass uns einfach annehmen, wenn du dich stattdessen in den Händen von entweder meinen älteren Brüdern oder Hugh wiedergefunden hättest...«, seine Stimme nimmt eine tiefe Ernsthaftigkeit an, »...wärst du heute nicht mehr am Leben.«

Ein besseres Verständnis davon, wie schlimm meine Situation war, überkommt mich.

»Gibt es dir ein ungutes Gefühl, mit welcher Leichtigkeit ich über solche Dinge sprechen kann?«, fragt Jeremy. Seine Augen haben wieder diesen tiefen, suchenden, durchbohrenden Blick angenommen.

Ich schüttle meinen Kopf etwas zu vehement. »Nein«,

antworte ich. Dann beiße ich mir auf die Lippen und gebe zu: »Zumindest nicht wirklich. Nicht mehr. Ich erwarte das von dir, Jeremy. Ich weiß, dass es dein Versuch ist, mich für das Thema zu desensibilisieren.«

»Klug«, grübelt Jeremy. »Klug wie immer. Nun, das ist gut für dich. Ich bin froh. Das wird die Dinge in der Zukunft vereinfachen.

Aber egal. Mein Vater und ich haben eine lange, verdrehte Beziehung. Ich übe die ultimative Kontrolle über ihn aus. Das erlaubt es mir, mir seiner Loyalität sicher zu sein. Unsere Rollen wurden vertauscht. Wie ich dir schon einmal erzählt habe, wollte ich nicht einfach sein Talent verschwenden. Aber ich kann ihn jetzt nur benutzen, weil ich ihn an der kurzen Leine halte.

Aber das gehört nicht hierher. Der Grund, warum ich dir all das erzähle, liegt nicht darin, sich auf das zu konzentrieren, was in der Gegenwart geschieht, sondern um dir ein wenig Verständnis für meine Vergangenheit zu

vermitteln. Du hast oft gesagt, dass du das möchtest. Ich teile dir nun Dinge mit, die ich noch niemals jemand anderem erzählt habe.«

»Ich weiß«, sage ich leise, »und dafür danke ich dir, Jeremy.«

Er nickt. »Ich habe durch genau diese Wände hindurch gehört, wie er geschrien hat.« Jeremy zeigt nach oben an die Decke, »genau über diesem Zimmer in seinem Büro im ersten Stock. Dann habe ich einen Schrei gehört — den Schrei meiner Mutter — und ein lautes Krachen.

Ich eilte zu ihr. Es war mir nicht gestattet, das Büro meines Vaters zu betreten. Und trotzdem bin ich durch die Tür gestürmt.

Und dort sah ich etwas, an das ich mich für den Rest meines Lebens erinnern werde. Meine Mutter lag zusammengekauert auf dem Boden. Eine Seite ihres Gesichts war sehr geschwollen. Das Likörschränkchen

war umgefallen, als sie hinfiel. Das war der Grund für das Krachen. Einige Flaschen waren zerbrochen, und der dicke Teppich wurde mit Wein so rot wie Blut durchtränkt.

Aber das war nicht das Auffallendste. Sondern das war die Anwesenheit meiner Brüder. Sie standen beide hinter meinem Vater und belächelten schweigend die gefallene Frau auf dem Boden. Sie lachten ihre eigene Mutter aus.

Natürlich hätten sie das ohne die Erlaubnis meines Vaters nicht gewagt. Und da er sie nicht aufhielt, gestattete er es stillschweigend.

Das war der Augenblick, als ich zum ersten Mal den wahren Einfluss von richtigem Hass spürte.

Es schien allerdings die Kraft meiner Mutter wiederbelebt zu haben, als sie sah, wie ich in das Zimmer lief. Vielleicht war es auch alles nur eine Fassade. Vielleicht war ich der Zeuge, den die vier brauchten, um zu verstehen, was geschehen war.

Mein Vater drehte sich weg und schickte meine Brüder mit einer schnellen Handbewegung aus dem Zimmer. Er schaute weder mich noch meine Mutter an. Ich lief direkt zu ihr. Als ich an ihrer Seite ankam, hatte sie sich bereits wieder erhoben.

Sie nahm meine Hand und führte mich so majestätisch wie eine Königin aus dem Zimmer. Sie nahm mich mit auf ihren Dachboden — an den einzigen Platz, der nur ihr gehörte und dadurch teilweise auch mir. Dort erklärte sie mir, dass ich nicht zulassen dürfe, dass das, was ich gesehen habe, meinen Eindruck von meinen Brüdern oder meinem Vater beeinflusste. Sie sagte, sie sei ausgerutscht, das sei alles. Dann küsste sie mich und nahm mich fest in den Arm.

Ich war alt genug zu wissen, dass das nicht stimmte. Ich war besorgt und klug genug, um zu verstehen, was wirklich geschehen war — genauso wie jeder Junge es tun würde, der seine Mutter liebte.

Aber ich habe sie nicht gefragt. Wie konnte ich das?

Von dem Moment an wurde das zu unserer kleinen Fantasie. Einer Lüge, die wir uns gegenseitig erzählten, um uns davor zu schützen, der bitteren Wahrheit ins Auge zu blicken.

Das war nicht das erste Mal, dass mein Vater sie geschlagen hat. Und es war mit Sicherheit auch nicht das letzte Mal. Es geschah nur wenige Tage später während genau der gleichen Reise noch einmal. Mir wurde langsam klar, dass meine Mutter die körperlichen Zeichen des Missbrauchs durch meinen Vater verbergen wollte, wenn sie in ihren Zimmern blieb, um sich vor uns zu verstecken, und behauptete, sie hätte Kopfschmerzen oder wollte Zeit mit ihren Büchern verbringen.

Sie war allein auf der Welt. Ihre Söhne hatten sie verlassen — zumindest diejenigen, die alt genug waren zu verstehen, was vor sich ging. Ihr Mann war ein Monster. Nein«, Jeremy schüttelt den Kopf, »nein, das ist falsch.

Hugh war niemals ein Monster. *Ich* war das Monster. Ich wurde durch das, was ich dir angetan habe, zu einem Monster. Hugh war einfach nur... bösartig.

Das sind sprachliche Unterschiede, Lilly. Aber ich denke, sie sind recht wichtig. Mein Vater konnte kein Monster sein, da er niemals die körperlichen Eigenschaften besessen hat, um einschüchternd zu wirken. Vielleicht ist das der Grund für sein Verhalten. Vielleicht ist das die Wurzel allen Übels. Vielleicht waren die Dinge, die er meiner Mutter angetan hat, seine Art, seine Dominanz zu zeigen.«

Jeremy verliert sich. Seine Augen verdunkeln sich. »Vielleicht...«, sagt er, »sind er und ich uns ähnlicher, als ich es mir jemals vorstellen konnte.«

Seine Hand verfestigt sich um den Rand des Glases herum. Ich kann sehen, wie sich die Muskeln seines Unterarms anspannen.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Kann ich ihm versichern, dass er nicht wie sein Vater ist? Das kann ich nicht. Es ist wahr: Es gibt viele Parallelen zwischen diesen beiden Männern.

Aber dann fällt mir ein verblüffender Unterschied auf.

»Du hast deine Mutter geliebt«, sage ich, »und sie hat dich geliebt. Ich glaube nicht, dass das gleiche von Hugh behauptet werden kann.«

Jeremy sieht überrascht aus. Dann strömt die Wärme zu ihm zurück.

»Du hast Recht«, sagt er. »Ja, Lilly, du hast vollkommen Recht.« Er lächelt. »Danke, dass du mich daran erinnerst.«

»Ich glaube, dieses Lob hast eher du verdient«, sage ich, obwohl ich bei seinen Worten eine selbstgefällige Befriedigung verspüre. »Es muss nur dir zugute gehalten werden, dass du mir all das mitgeteilt hast. Ich habe nichts

getan.«

»Du bist das fehlende Puzzleteil«, sagt Jeremy. Er schaut mich aufmerksam und forschend an, als würde er mich in einem neuen Licht betrachten. »Du bist der Mensch, der all das möglich macht. Dies sind Erinnerungen, die ich niemals wieder wachgerufen hätte, wenn du nicht wärst.«

»Nun, zumindest bin ich froh darüber, dass ich für etwas gut bin«, sage ich halb scherzend.

Jeremy lächelt. »Du bist für so viel mehr gut. Aber zurück zu meiner Geschichte. An dem Tag, an dem ich meine Mutter auf dem Boden im Büro meines Vaters gefunden habe, wurde ich zu ihrem einzigen wahren Vertrauten. Obwohl wir niemals über das gesprochen haben, was zwischen ihr und Hugh vorgefallen ist — nicht einmal, als ich älter wurde — hatten wir eine Art stillschweigendes Einverständnis darüber, was im Nachhinein zu tun war. Ich ging zu ihr. Sie las mir vor. Es

war mehr als nur eine Ablenkung, es wurde zu ihrer Art, mit dem Schmerz umzugehen.

Es brachte uns außerdem näher zusammen. Wir entwickelten eine spezielle Bindung. Während meine Brüder ganz klar die Lieblinge meines Vaters waren, war ich ihrer. Ich hätte es nicht anders haben wollen.

Mit Sicherheit kam ein Teil ihrer Empfindungen für mich daher, dass sie ihre anderen Söhne verloren hatte. Dafür, dass sie gezwungen worden war, meinen Zwillingsbruder wegzugeben. Mein Vater war dafür verantwortlich, obwohl ich den Grund dafür immer noch nicht kenne.

Da hast du es, Lilly. So war sie. Das ist der Grund, warum sie wichtig für mich war. Diese Dinge...«, Jeremy schließt seine Augen, »...ich hätte niemals gedacht, dass ich einem anderen Menschen davon erzählen würde. Es ist alles schon so lange her. Auf diese Weise daran zu denken weckt Erinnerungen in mir, sowohl gute als auch

schlechte. Ich habe mich so sehr verändert seitdem ich ein Junge war, dass es sich fast so anfühlt, als würde ich dir von dem Beginn des Lebens eines anderen Mannes erzählen. Ich habe mich von all dem distanziert. Und doch endet alles bei dir. Also bist du es, Lilly. Du bist die Einzige, die das Recht hat, diese Dinge zu erfahren. Du bringst mich dazu, dir solche Dinge zu erzählen. In gewisser Weise verdienst du es. Aber das ist nicht der Grund, warum ich dir davon berichte. Ich erzähle dir davon, weil ich es möchte. Heute Abend das Porträt meiner Mutter zu sehen und zum ersten Mal, seitdem sie gestorben ist, zurück in ihr Zimmer zu gehen... heute Abend ist es an der Zeit, sich zu besinnen.«

Plötzlich steht Jeremy auf. Er bewegt sich so schnell, dass ich überrascht nach Luft schnappe.

»Morgen werden wir zurück nach Kalifornien reisen«, sagt er. »Ich brauche nicht noch mehr Zeit hier zu verbringen. Vielleicht war es egoistisch, aber dieser

Aufenthalt war für mich genauso wichtig wie für dich. Das war mir bisher nur nicht bewusst.

Gute Nacht, Lilly. Ich werde nicht ins Bett kommen. Es gibt noch einige Dinge, um die ich mich kümmern muss. Dinge, die ich sehen und tun muss. *Allein*«, betont er.

»Ich verstehe«, sage ich. Ich küsse seine Wange. »Danke, dass du mir all das erzählt hast. Ich weiß, dass es nicht einfach für dich war.«

Ich drehe mich weg.

»Lilly«, Jeremy ergreift meine Hand, »warte!«

Ich schaue zurück.

»Es war einfach«, sagt er, »weil ich es für dich getan habe.«

Kapitel Vier

Der Flug zurück nach Hause lässt erneut all die unbeantworteten Fragen in mir aufkommen, die immer noch in meinem Kopf herumkreisen.

Als erstes — und das ist am wichtigsten — ist da meine Gesundheit. Wie weit kann ich Jeremys Geschichte Glauben schenken? Ich weiß es nicht. Da er sie nicht weiter ausführen möchte, kann ich zu diesem Zeitpunkt nur annehmen, dass etwas nicht stimmen könnte, und nach weiteren Symptomen Ausschau halten.

Als nächstes ist da Rose. Da ich sie zum ersten Mal seit sehr langer Zeit wiedersehen werde, möchte ich versuchen, den Einfluss zu verstehen, den Jeremy auf sie ausübt... und wo dieser herkommt.

Und dann ist da die Arbeit. Da die Börseneinführung

nun vorüber ist, welche Stellung bekleide ich bei Stonehart Industries? Meine Unterschrift befindet sich immer noch auf dem Vertrag, den Jeremy mir gegeben hat. Doch ich möchte nicht nur aus Wohltätigkeit ein Gehalt verdienen. Ich möchte etwas Nützliches tun.

Aber diese Dinge fühlen sich eher wie etwas Beiläufiges als etwas wirklich Dringendes an.

Die wichtigste Angelegenheit besteht darin, mir einen Plan für die Zukunft zu überlegen. Da Fey und Robin mir nun nicht mehr im Weg stehen, können sie sich nicht mehr einmischen und so die Dinge für mich vermasseln. Niemand anderes kennt meine verzweifelte Situation... es sei denn, sie haben jemandem davon erzählt...

Aber nein. Nicht nach der Art und Weise, wie wir auseinandergegangen sind. Ich bin mir sicher, dass sie mich aus ihren Gedanken gestrichen haben — zumindest für den Augenblick. Mal abgesehen von Robins Nachricht.

Und außerdem gibt es Wichtigeres, um das sie sich kümmern müssen. Ihren Abschluss. Ihre Hochzeit. Ich bin mir sicher, dass meine Einladung widerrufen wurde.

Ich seufze. Genau das wollte ich. Es ist nur zum Besten. Und trotzdem... ich wünschte, ich könnte dorthin gehen. Nur weil ich sie vertrieben habe, bedeutet das nicht, dass Fey und Robin mir nicht mehr wichtig sind.

Aber ich hoffe, dass ihnen das nicht klar ist.

Ich muss mich jetzt wirklich auf meinen Plan konzentrieren, wie auch immer der aussieht und woraus auch immer er besteht. Ich glaube, ich habe alles, was ich brauche, um ihn endlich auszuarbeiten. Oder eher, um etwas in die Wege zu leiten, dass in Zukunft Früchte tragen wird.

Es gibt nur noch dieses kleine, störende Problem mit der »Liebe«, um das ich mich kümmern muss.

Wie kann ich Stonehart bezahlen lassen, während ich

gleichzeitig in Jeremy *verliebt* bin? Kann ich so grausam und herzlos sein, ihn zu zerstören, nachdem er sich geöffnet hat und sich mir gegenüber vollkommen verletzlich darstellt?

Das hatte ich am Anfang vor. Ich wollte mich in Jeremys Verstand, Herz und Seele hineinschleichen. Ich wollte ihn dazu bringen, sich mir gegenüber zu öffnen, damit ich diese Informationen dafür benutzen kann, seine Schwächen herauszufinden.

Ich hätte mir nur niemals vorstellen können, dass ich mich nebenbei verliebe.

In gewisser Weise wäre es einfacher, wenn Stonehart nicht zu Jeremy geworden wäre. Selbst wenn das bedeuten würde, dass ich immer noch das Halsband tragen müsste. Selbst wenn das bedeuten würde, dass der Vertrag noch bestehen würde. Verdammt, selbst wenn das bedeuten würde, dass ich noch mehr Zeit in der Dunkelheit verbringen müsste.

Mein Hass wäre nur noch weiter gewachsen, wenn ich diesen Situationen ausgeliefert gewesen wäre. Das hätte meine Entschlossenheit gestärkt, mich an ihm zu rächen, genauso wie das während dieser schrecklichen ersten Wochen geschehen ist, als er mich an der Säule hat hungern lassen.

Dann hätte ich meine Rolle perfekt gespielt.

Aber natürlich trat das Problem auf, als das Schauspiel zur Wahrheit wurde. Es entstand, als Jeremy seine Einstellung mir gegenüber geändert hat.

Welches Resultat er auch immer erwartet hat, als er mich damals in dem Restaurant betäubt hat, es war mit Sicherheit nicht dieses. Vorher ist sein gesamtes Leben genauso verlaufen, wie er es im Voraus geplant hat. Kontrolle lässt ihn aufblühen.

Aber den Vertrag zu verbrennen und mein Halsband zu entfernen? Das waren Abweichungen von dem Plan. Sehr

reale Abweichungen. Sie haben nicht nur ihn und seine Einstellung mir gegenüber beeinflusst, sondern sie haben auch mich beeinflusst.

Ich hätte mir niemals vorstellen können, dass die Dinge sich so entwickeln würden, wie sie es getan haben. Das lässt die Situation in einem anderen Licht erscheinen. Es verändert meine Perspektive gerade genug, um mich meine ursprüngliche Einstellung überdenken zu lassen.

Dann gab es eine Zeit, als ich nichts mehr wollte, als Jeremy zu kastrieren und ihn vor mir knien zu sehen. Diese Zeit ist vorbei. Nun kann ich mir nicht vorstellen, willentlich etwas zu tun, um diesem Mann zu schaden.

Man könnte es eine weibliche Schwäche nennen. Oder vielleicht erliege ich nur Gefühlen, die ich niemals hätte haben sollen. Man kann es nennen, wie man will. Aber niemand sollte es wagen, mich schwach zu nennen.

Es ist nicht Schwäche, die mich dazu bringt

nachzugeben. Es ist Stärke — Stärke, Mut und Verständnis. Ich bin nicht dickköpfig genug, aufgrund eines Versprechens, das ich mir selbst gegeben habe, bevor ich volles Verständnis für die Situation hatte, alles wegzuwerfen, was Jeremy und ich aufgebaut haben.

Es ist fast wie die Frage, die Jeremy mir gestellt hat, als er gehört hat, wie Fey mich über den *Grund* aufgeklärt hat. Er hat mich gefragt, ob ich ihn hassen würde, wenn ich es wüsste.

Ich habe nein gesagt.

Es hat die Dinge zwischen uns nicht geändert. Ich habe nein gesagt, da all das in der Vergangenheit geschehen ist. Aber vor allem habe ich nein gesagt, weil ich zu dem Zeitpunkt keinen Einfluss auf die Dinge hatte.

Das habe ich jetzt. Nun ist Jeremys Rachefeldzug gegen mich und meine Familie kein leerer Wutanfall mehr, der gegen ein charakterloses Wesen gerichtet ist. Als ich

selbst zu einem Teil seines Lebens wurde — und nicht nur als die Vorstellung von Pauls Tochter — und er mich als die Person gesehen hat, die ich bin, hat sein Blickwinkel sich geändert.

Wenn ein Mann, der so kompromisslos ist wie Jeremy Stonehart, davon überzeugt werden kann, sich zu ändern, ist es so unmöglich, sich vorzustellen, dass ich mich auch ändern könnte?

Immerhin waren sowohl meine Wut als auch mein Zorn auf ihn genauso wenig fundiert, fehlerhaft, blind und dumm wie sein Empfinden für mich. Es entstand, bevor wir uns kannten. Er war Stonehart, das Monster in der Finsternis, der sadistische, reiche Mogul, der mich scheinbar gefangen genommen und mich zu seiner Sklavin gemacht hat, nur weil er es konnte. Nur weil, wie er es so treffend gesagt hat, er ein Mann ist, der kann, also *tut* er.

Außer, dass das nicht die ganze Wahrheit war. Es war nicht einmal ansatzweise die Wahrheit. Es war nur eine

seiner Masken. Zu dem Zeitpunkt war es jedoch eine verdammt gute.

Doch nun, da er den Menschen enthüllt hat, der sich darunter befindet? Mein Verständnis für ihn ist erblüht. Er ist nicht das zielstrebige, kaltherzige Schwein, für das ich ihn gehalten habe. Er ist nicht der Mensch, als der er sich mir gegenüber zunächst *dargestellt* hat. Er ist nicht einmal der Mensch, für den *er* sich hält.

Stonehart war sein angenommener Name. Auf die gleiche Weise war es auch seine angenommene Persönlichkeit. Und ja, er ist ein Meister darin, einen Schalter umzulegen, um von einem Extrem zum anderen zu wechseln. Das ist etwas, das er sich selbst beigebracht hat.

Aber es entspricht nicht dem, wer er wirklich ist.

Mein Verständnis für ihn entwickelt sich jedoch zu dem ungünstigsten Zeitpunkt. In dem Moment, in dem ich

wirklich zuschlagen kann, in dem Moment, in dem er seinen König schutzlos dastehen lässt... merke ich, dass ich in die andere Richtung schaue.

Ich schaue weg und suche nach dem Mann hinter der Maske. Ich möchte verzweifelt, dass er mir mehr von dieser Seite zeigt. Nicht weil ich es als Hebel bräuchte. Nicht weil ich Munition für meine Rache sammle.

Sondern aus einem sehr viel weniger egoistischen Grund. Wenn er das tut, weiß ich, dass wir uns miteinander verbinden. Wir bauen auf dem auf, was wir haben, und stärken unsere Basis.

Kurz gesagt, wir behandeln uns gegenseitig so, wie ein Mann und eine Frau es tun sollten.

Und wo passt das Versprechen hinein, das ich mir vor so langer Zeit gegeben habe? Hat das überhaupt noch einen Platz? Oder gebe ich es einfach auf, genauso wie Jeremy die ZGBs aufgegeben hat?

Vielleicht ist es zu früh, um diese Entscheidung zu treffen. Als das Flugzeug mit dem Anflug auf den vertrauten Landeplatz in Kalifornien beginnt, merke ich, dass ich diese Gedanken in meinem Hinterkopf vergrabe. Ich habe meine Rache nicht vergessen — nicht vollkommen. Aber ich habe sie mit der Erkenntnis zur Seite gestellt, dass, wenn die Dinge sich so weiterentwickeln wie bisher, es keinen Ort auf der Welt gibt, an dem ich...

Glücklicher wäre.

Kapitel Fünf

Als wir durch das Tor zu Jeremys Grundstück fahren und uns dem Eingang nähern, werde ich von einer Überraschung begrüßt.

Autos stehen um den Eingang herum. Viele Autos. Die letzten Sonnenstrahlen verblassen gerade am Horizont.

Lichter scheinen durch die Fenster hindurch. Aus meinem Augenwinkel heraus sehe ich, wie sich drinnen Menschen bewegen. Sehr gut gekleidete Männer und Frauen in verschwenderischen Anzügen und eleganten Kleidern.

»Jeremy?«, frage ich, als ich mich zu ihm drehe und spüre, wie Angst in mir aufsteigt. »Was ist das? Was geht hier vor sich?«

»Ist das nicht offensichtlich?«, lächelt er. »Eine

Überraschungsparty. Um deine sichere Heimkehr zu feiern.«

»Das ist für mich?«, frage ich, wobei mir ein wenig mulmig zumute ist. Irgendwie fühlt es sich falsch an, dass sich so viele Menschen in Jeremys Haus aufhalten. Es fühlt sich wie ein Verstoß der Regeln an, die unsere Leben miteinander verbinden. »Ich dachte, du würdest hier keine Gäste empfangen?«

»Du hast Recht. In der Vergangenheit habe ich diesen Ort nur für mich genutzt«, erklärt er mir. »Teilweise um meine Privatsphäre zu schützen, aber teilweise aus Gründen, die nur für dich offensichtlich sind.« Er schaut mich auf eine Weise an, die die Bedeutung seiner Worte untermauert.

Er hat hier keine Gäste empfangen, da er nicht wollte, dass irgendjemand von seinem Plan erfährt, mich hier gefangen zu halten.

»Aber die Zeiten ändern sich, Lilly. Stonehart Industries ist nun eine Aktiengesellschaft. Ich hielt es für passend, die Gelegenheit und deine Rückkehr ins Land der Lebenden mit etwas wie diesem hier zu feiern.«

»Aber ich kenne niemanden...«

»Mach dir keine Sorgen!« Er berührt mein Knie. »Ich bin mir sicher, du wirst mehr als nur einige bekannte Gesichter entdecken.«

In dem Augenblick, in dem Jeremy und ich durch die Tür treten, werden wir von einem Ansturm von Menschen umringt.

Es ist desorientierend, verwirrend und laut. Die Situation erinnert mich an unseren Abend bei der Gala, allerdings in einem anderen Ausmaß. Die Zusammenkunft hier ist vielleicht kleiner — aber nicht sehr. Aufgrund der Tatsache, wo sie stattfindet, erscheint sie mir allerdings wichtiger zu sein.

Die Eingangshalle von Jeremys Haus wurde in einen riesigen Empfangsbereich umgewandelt. Tische sind voller Speisen und kleinen Häppchen. An den hinteren Wänden wurden drei separate Minibars aufgebaut. Überall laufen Kellner und Servierer und Hostessen herum.

Jeremy hatte Recht. Ich erkenne einige dieser Menschen. Sie arbeiten alle bei Stonehart Industries. Selbst wenn ich ihre Namen nicht kenne, kommen mir ihre Gesichter bekannt vor.

All meine Teammitglieder sind hier. Nicht einer von ihnen macht eine Bemerkung über meine lange Abwesenheit. Sie sagen nur, wie froh sie sind, mich wiederzusehen, dass sie es nicht abwarten können, mich wieder bei der Arbeit begrüßen zu können, und sie fragen, ob ich diese Woche zurückkommen werde.

Ich weiß nicht, welche Geschichte Jeremy ihnen erzählt hat. Aber es fällt mir schon fast zu leicht, in die Rolle

zurück zu schlüpfen, die Jeremy mir beigebracht hat. Sei freundlich und unverbindlich. Erzähle nichts freiwillig. Lenke den Schwerpunkt auf sie und weg von mir.

Und damit wird das Navigieren durch das Meer der Fremden und flüchtigen Bekannten etwas, das ich wie im Schlaf tue. Eine Kellnerin gibt mir ein Getränk. Ich nehme es. Jeremy stellt mich einigen seiner Kollegen vor, die ich nicht kenne. Ich grüße sie und schüttle ihre Hände.

Kurz gesagt, es ist eine Party, selbst wenn ich nicht wirklich anwesend bin. Wie zuvor — genauso wie auf der Gala — wollen alle nur mit Jeremy sprechen. Sie haben nicht mehr als einen höflichen kurzen Blick für mich übrig.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit ich an Jeremys Seite verbringe. Mein Weinglas wurde mehr als einige Male wieder aufgefüllt. Gesichter und Stimmen beginnen zu verschwimmen.

»Jeremy, ich bin müde«, sage ich, als wir uns in einem

seltenen Augenblick der Ruhe in einer abgeschiedenen Ecke wiederfinden. »Ich möchte ins Bett gehen.«

»Schon?«, fragt er. »Ich dachte, dir würde das hier gefallen.«

Ich zucke mit den Schultern. »Es ist nicht wirklich mein Ding.«

Jeremy zeigt mir ein heimliches Lächeln. »Um die Wahrheit zu sagen, meines ist es auch nicht. Ich wäre sehr viel lieber allein... mit dir...«, seine Hand streichelt die Seite meines Bauches, »...oben in unserem Schlafzimmer...«

»Dann beende das hier!«, schlage ich vor. »Löse die Feier auf! Sag allen, sie sollen nach Hause gehen! Du bist der Gastgeber.«

»Als Gastgeber«, sagt er niedergeschlagen, »habe ich immer noch bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Aber warum gehst du nicht nach oben? Ich werde sehen, ob ich dir nicht

schnell folgen kann.«

Ich zögere. Ich habe den ganzen Abend über nicht seine Seite verlassen. »Bist du sicher?«, frage ich.

»Definitiv«, sagt er und küsst meine Lippen. »Ich komme schon klar. Und wenn du müde bist, ist es nicht meine Absicht...«, er senkt seine Stimme und schaut mich mit unausgesprochener Intensität an, »dich gegen deinen Willen hier zu behalten.«

Mein Kopf dreht sich von zu viel Alkohol, um der Mehrdeutigkeit in diesen Worten Beachtung zu schenken.

»Dann gute Nacht«, sage ich, »bis ich dich wiedersehe.«

»Es sollte nicht länger als ein paar Stunden dauern«, verspricht Jeremy.

Ich löse mich von ihm und bahne mir einen Weg durch die Menge. Ich höre Gemurmel, das verstummt, wenn ich mich nähere. Flüstern und verstohlenen Worte. Wird über

mich gesprochen?

Hör auf damit! ermahne ich mich. *Du wirst schon genauso paranoid wie Paul.*

Und in dem Moment sehe ich ihn vor mir wie eine Erscheinung, die aus einer Gruft aufsteigt.

Nur, dass er nicht allein ist. Meine Mutter steht neben ihm. Sie unterhalten sich, reden, *lachen*... als wäre überhaupt nichts geschehen.

Ich blinzele, und die Illusion zerschellt. Paul ist nicht hier. Der Mann, den ich mit ihm verwechselt habe, spricht mit seiner Frau. Hübsches Paar...

Jesus, Lilly. Reiß dich zusammen! schelte ich mich selbst und lege eine Hand auf meine Stirn. *Warum sollte Jeremy ausgerechnet Paul hierher bringen?*

Die Geräusche und Stimmen um mich herum verwirren meine Gedanken. Plötzlich ist alles zu viel. Es gibt zu viele Menschen, so viele Geräusche, zu viel Unruhe. Ich

habe einen schweren Fehler gemacht, Jeremys Seite zu verlassen. Er war mein Anker. Ohne ihn bin ich verloren.

Ich schaue über meine Schulter nach hinten. Aber der Ort, an dem ich ihn verlassen habe, ist leer. Er ist weg.

Und wieder werde ich von all diesen Stimmen umgeben. All diesen Menschen. Jemand versucht, sich mit mir zu unterhalten. Ich bin mir dessen nur vage bewusst. Ich murmele etwas zurück, eine Entschuldigung, die selbst in meinen Ohren kaum glaubhaft klingt. Und dann fliehe ich.

Ich fliehe, um all den Stimmen zu entkommen. Ich fliehe, um all dem Lärm zu entkommen. Ich fliehe, denn es fühlt sich schlimmer an als die schrecklichste Sünde, von so vielen Menschen umgeben zu sein, an einem Ort, an dem ich so lange allein gewesen bin, in einem Haus, in dem ich die dunkelsten Ecken meiner Seele entdeckt habe.

Es fühlt sich wie Lästerung an.

Ich laufe durch die Flure, weg von den Geräuschen, weg von dem Gelächter, weg von der Fröhlichkeit. Umrisse und Gestalten scheinen sich aus den Wänden zu erheben und mich anzuspringen. Ich öffne meinen Mund, um zu schreien, aber ich kann kein Geräusch von mir geben.

Ich bin außer mir. Mir ist schwindlig. Ich habe Angst. Diese Reaktion — meine Reaktion — ist nicht normal. In keiner Weise. Ich weiß nicht, was hier vor sich geht, ob es der Alkohol oder der Gehirnschaden oder die vollkommene Unberechenbarkeit meiner Umgebung ist, die mich dazu bringen, innerlich wie eine Verrückte zu toben.

»Lilly?«

Eine Stimme in der Ferne. Eine Stimme in der Dunkelheit. Eine Stimme, die mich aus meinen tiefen Wurzeln der Verzweiflung zieht.

Ich halte an und drehe mich um. Ich höre die Stimme erneut, doch ich kann mich nicht auf ihren Ursprung konzentrieren.

»Lilly, ist alles in Ordnung?«

Schritte. Die auf mich zukommen. Meine Augen können sehen. Ich bin nicht blind. Aber mein Gehirn weigert sich, diesen Bildern einen Sinn zu geben. Aber hören? Ich kann hören. Ich kann sogar sehr gut hören.

Ich klammere mich an diese Fähigkeit wie eine ertrinkende Frau an ein treibendes Floß.

»Lilly. Jesus! Was ist los? Hilfe! Jemand soll Hilfe holen!«

Ich befinde mich in der Horizontalen. Ich liege auf etwas Hartem. Bin ich gefallen?

»Lilly, du musst durchhalten! Halte durch! Es wird gut. Alles wird gut. Hilfe! Verdammt noch mal! Jemand soll mir helfen!«

Hände. Hände auf mir. Hände, die mich berühren.

Hände, die meine Arme halten.

»Hilfe! Hilfe!«

Die Schreie werden immer fanatischer.

Warum? Es ist doch nichts passiert.

Ich spüre, wie eine friedliche Stille mich überkommt.

Diese Hände... sie werden mich in Sicherheit wahren.

Oder nicht?

Weitere Schritte. Sie eilen herbei. Ich kann ihr Poltern spüren. Ich liege tatsächlich auf dem Boden.

Wie bin ich hierhergekommen?

»...ich weiß nicht. Ich habe sie so vorgefunden. Ganz allein, ja...«

Das ist wieder diese erste Stimme. Meine Panik ist gedämpft, aber nicht gänzlich verschwunden. Diese Stimme hat etwas Vertrautes an sich. Etwas, das mir sagt, ich sollte sie kennen.

Und dann klart sich meine Sicht wie aus einem Nebel auf, und ich sehe die Szene deutlich vor mir.

Tracy, meine blonde Nachbarin. Tracy lehnt sich über mich. Dort ist ein Mann neben ihr. Jemand, den ich nicht wiedererkenne. Sie hält meine Arme fest und sieht so aus, als wäre sie kurz davor, in Panik zu geraten.

Ich runzele die Stirn. »Es geht mir gut.« Ich forme die Worte mit meinen Lippen, doch kein Laut ist zu hören. »Es geht mir gut«, versuche ich es erneut. Dieses Mal ist es fast nicht mehr als ein Flüstern. »Es geht mir gut«, sage ich noch einmal. Und endlich verlassen die Worte meine Lippen, wie ich es beabsichtigt habe.

Sie blinzelt und schaut auf mich hinunter. Ich drücke mich hoch. Ich befinde mich in einer halbsitzenden Position auf dem Boden, und meine Beine sind unter mir verschränkt.

»Was ist geschehen?«, frage ich. Ich bekomme das

unheimliche Gefühl, dass entweder Stunden vergangen sind — oder nicht einmal wenige Sekunden.

Menschen laufen den Flur entlang. Ich sehe sie alle. Ich möchte nicht, dass sie *mich* so sehen. »Hilf mir auf!«, murmele ich.

Tracy gehorcht mir umgehend. Sie lässt einen Arm unter meine Schulter gleiten, und zusammen erheben wir uns.

»Jeremy«, höre ich jemanden sagen. »Wir müssen Jeremy holen!«

»Nein, nein. Es geht mir gut«, sage ich. »Ich bin ausgerutscht, das ist alles.«

Sie schaut mich ungläubig an. Dann bemerke ich einen Wandel in ihrem Blick. *Verständnis*.

»Ich habe sie«, sagt sie. »Ich habe gesehen, was geschehen ist. Sie ist wirklich nur hingefallen.«

»Wir haben gehört, wie Sie um Hilfe gerufen haben«,

entgegnet ein Mann.

»Ich habe Panik bekommen und überreagiert.« Sie zwingt sich zu einem Lächeln. »Ich dachte, sie hätte sich vielleicht ihren Kopf gestoßen und das Bewusstsein verloren.«

Ich spüre ein ganzes Meer von Blicken auf mir. Ich spüre, wie sie mich beobachten und warten. Und mich beurteilen.

»Es sind diese verdammten Absätze«, murmele ich. »Männer müssen wirklich aufhören, darauf zu bestehen, dass wir sie tragen.«

Die Spannung löst sich. Einige Menschen lachen. Andere drehen sich weg, als sie merken, dass dies wirklich nicht mehr als ein falscher Alarm war.

Doch Tracy, die mich fest an sich hält, flüstert: »So leicht wirst du mir nicht entkommen.«

Wir finden ein ruhiges Zimmer, in dem wir uns über das unterhalten können, was geschehen ist.

»Ich habe gesehen, dass du gegangen bist, bevor ich eine Chance hatte, dich zu begrüßen«, erklärt sie mir.

»Also bin ich dir nachgegangen. Ich habe gehört, wie du mit jemandem gesprochen hast. Ich dachte, dort stünde ein Mann um die Ecke herum. Aber als ich näher herankam, warst du allein.«

Ich schüttle meinen Kopf. »Ich erinnere mich an gar nichts«, sage ich schwach.

Tracy schaut mich ungläublich an. Ihr Ausdruck enthält ein wenig Betroffenheit. »Ich habe deinen Namen gerufen. Du schienst überrascht zu sein, als du mich gehört hast. Und dann hast du dich umgedreht, hast mich angeschaut — und bist weggelaufen.«

Ich fühle mich plötzlich kalt, verloren und sehr allein. Als wäre ich wieder auf dieser Insel zurückgelassen

worden, die ich mir erschaffen habe.

»Was ist dann passiert?«, flüstere ich.

»Nun, ich bin dir nachgelaufen. Mir gefiel nicht, was ich in deinen Augen gesehen habe, als du mich angeschaut hast. Es war ein leeres, ausdrucksloses Starren. Fast so, als wüsstest du nicht, wer ich bin.« Sie wirft ihr Haar zurück. »Und obwohl wir uns erst einmal getroffen haben, war ich mir sicher, dass du dich an mich erinnerst.« Ich schaue sie auf eine unergründliche Weise an, bis sie mit den Schultern zuckt. »Das ergibt nicht wirklich einen Sinn, ich weiß.«

»Und dann?«, frage ich.

»Du bist um eine Ecke gebogen. Ich habe nicht gehört, wie du gefallen bist oder so etwas. Aber als ich dich gefunden habe, lagst du zusammengerollt auf dem Boden. Du hast wieder und wieder ›Paul, Paul, Paul‹ gemurmelt.«

Ich schnappe nach Luft. »Nein!«

Sie runzelt die Stirn. »Nein, was?«

»Nein, ich... ich kann nicht glauben, dass ich das getan habe.«

»Nun, das hast du«, sagt Tracy. »Und ich bin verdammt nochmal ausgerastet. Ich dachte, du wärst auf einem schlechten Trip.«

»Ich nehme keine Drogen«, sage ich fest.

Sie schaut mich mit offensichtlicher Geringschätzung an. Sie denkt, ich sei eine Lügnerin.

»Nun komm schon«, sagt sie, »ich bin kein kleines Kind mehr. *Alle* in dieser Szene tun das. Es ist das Einzige, das uns davon abhält, uns zu langweilen.«

»Nun, ich tue es nicht«, versichere ich ihr.

»Dann erklär mir bitte, was ich gesehen habe«, fordert Tracy mich auf. »Ich habe mich für dich in die Bresche geworfen. Ich habe deine kleine Lüge über das Stolpern und Hinfallen gestützt. Es war offensichtlich, dass du

Jeremy nicht sehen wolltest. Was für einen Grund könnte das sonst haben? Du wolltest nicht, dass er weiß, was geschehen ist.«

»Nein«, sage ich, »es muss etwas anderes gewesen sein. Jemand hat mir etwas in meinen Drink getan oder...« Ich stutze.

Oder ich verliere wirklich den Verstand.

»Oder was?«, fragt Tracy beharrlich.

Dann wird ihr Auftreten weicher. Sie setzt sich neben mich und legt eine Hand auf mein Knie. »Ich weiß, wie es ist«, sagt sie leise. »Es ist offensichtlich, dass du in dieses Leben nicht hineingeboren wurdest. Am Anfang ist es aufregend. Spannend. Man glaubt, einem stünde die ganze Welt offen. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Aber mein Mann besitzt nicht einmal einen Bruchteil von dem, was Jeremy Stonehart gehört. Nicht einmal ein Hundertstel. Aber ich erinnere mich immer noch an die ersten Jahre,

die ich mit ihm verbracht habe. Alles war so imposant. Es war eindrucksvoll und verblüffend... aber auch überwältigend.

Und es ist in Ordnung, wenn du überwältigt wirst«, sagt sie, »solange du am Ende einen Ausweg findest. Du wirst sehen, dass die Welt sich nicht so sehr verändert hat, wie du es dir am Anfang vorgestellt hast. Deine Grenzen weiten sich aus. Aber dann gewöhnst du dich an sie, und sie scheinen dir wieder zu eng zu sein.«

Sie steht auf. »Vielleicht rede ich nur Unsinn«, sagt sie. »Du hast keinen Grund, mir zuzuhören. Aber wenn du jemals jemanden brauchen solltest, dem du vertrauen kannst? Jemanden, dem du dich anvertrauen kannst? Nun, ich bin nicht weit weg.

Und, Lilly?«, fügt sie hinzu, als sie von mir weggeht, »ich weiß, wie es für dich ist. Wirklich. An der Spitze ist es einsam. Wenn du eine Freundin brauchst — nun, ich bin für dich da.«

Damit verlässt sie den Raum und ist verschwunden wie Rauch, der vom Wind verweht wird.

Kapitel Sechs

Nachdem Tracy gegangen ist, ziehe ich mich in den Sonnenraum zurück. Ich bin hier nicht mehr gewesen, seitdem Jeremy mich in seinem Bett schlafen lässt.

Ich sitze eine sehr lange Zeit einfach nur da und schaue aus dem Fenster hinaus auf das dunkle Meer.

Hierher zurückzukehren fühlt sich in gewisser Weise so an wie das, was Jeremy empfunden haben muss, als er den Dachboden seiner Mutter betreten hat. Wir sind beide an den Ort zurückgekehrt, wo alles begann. Für ihn vor vielen Jahren. Für mich erst vor wenigen Monaten.

Aber die Entfernung, die diese Zeitspanne umfasst, erscheint mir riesig.

Ich lasse meine Hand über die einsame Marmorsäule gleiten. Wie viele Nächte habe ich hier in der Dunkelheit

verbracht, neben der Säule als meinem einzigen Gefährten? Sie fühlt sie sich fast wie ein verlorener Freund an.

Ich gehe an den Rand meiner ehemaligen Grenze. Wenn ich früher in die Dunkelheit hinausgeblickt habe, was habe ich mir hinter dem schwarzen Vorhang vorgestellt?

Liebe? Leben? Oder war es...

Wahnsinn?

Ich verliere den Verstand. So muss es sein, wenn ich bedenke, dass ich Jeremy Stonehart lieben kann. Der Vorfall heute ist ein weiterer kleiner Einblick in die vergifteten Gewässer meines Verstandes.

Wer trägt hier die Schuld? Jeremy? Habe ich diese Visionen und Halluzinationen wegen des Halsbandes? Ist es das Halsband, das Paul zu dem gemacht hat, wer er heute ist? Oder waren es die Drogen?

Ob nun das eine oder andere, macht das wirklich einen

Unterschied? Ich muss nicht die Schuldfrage klären. Ich muss eine Lösung finden. Eine Lösung, um meinen Verstand wiederzuerlangen.

Wenn es überhaupt eine gibt.

Nun, *das* ist ein entsetzlicher Gedanke. Heute Abend habe ich den Beweis erhalten, dass Jeremys Geschichte über meinen Gehirnschaden der Wahrheit entspricht.

Es gibt Liebe, und es gibt Schönheit. Sowohl im Leben als auch im Tod.

Im Augenblick fühle ich mich so, als wäre ich in einer Zwischenwelt gefangen — nicht ganz dort, aber auch nicht ganz hier.

Die Unsicherheit ängstigt mich. Die Dinge, die mit meinem Verstand passieren, erschrecken mich. Gerade als ich dachte, ich sei in Sicherheit, als ich dachte, dass ich endlich Frieden schließen könnte, sowohl mit Jeremy Stonehart als auch der Welt, in die er mich hineingebracht

hat, bringt ein Vorfall wie dieser alles ins Wanken.

Es ist still im Sonnenraum. Da er so weit vom Rest des Hauses entfernt ist, ist es unmöglich zu sagen, ob die Gäste noch hier sind oder ob sie bereits gegangen sind. Mit der ruhigen Stille des Meeres ist es ebenso unmöglich zu sagen, wie viel Zeit vergangen ist.

Ich spüre einen anderen Menschen im Raum.

Eigentlich tue ich das schon seit einer ganzen Weile.

Vorsichtig drehe ich meinen Kopf, und da sehe ich ihn, wie sein Umriss sich von der Dunkelheit abhebt. Jeremy Stonehart.

Ich schaue wieder nach draußen aufs Meer. Er bewegt sich nicht. Er beobachtet mich, wie ich in meinen eigenen Gedanken versunken bin. Ich weiß, dass er nicht zu mir kommen wird, bis ich ihm die Erlaubnis erteile.

Eine weitere Ewigkeit vergeht. Es kommt mir so vor, als würde ich Zeuge werden, wie ein ganzes Leben sich

vor mir ausbreitet. Schließlich neige ich meinen Kopf nur ein ganz kleines bisschen. Seine Arme legen sich um meine Taille.

»Was ist heute Abend mit dir geschehen, Lilly?«, fragt er leise.

In mir kommt das plötzliche Bedürfnis auf, zu weinen und ihm alles zu erzählen. Meine Verletzlichkeit, meine andauernden Zweifel. Die gegensätzlichen Gedanken und Emotionen, die in meinem Kopf vorherrschen. Die Art und Weise, wie ich ihn in einem Moment vollkommen lieben und schon im nächsten hassen kann. Die Art und Weise, wie ich ihm wehtun will — *wirklich* wehtun — und ihn auf die gleiche Weise leiden lassen will, wie ich gelitten habe. Die Unehrllichkeit in mir. Das Lügennetz, in das mein Leben sich verwandelt hat.

Ich möchte mich an seiner Brust ausweinen und alles gestehen. Ich möchte spüren, wie er mich hält und wie seine starke Hand über mein Haar streicht, und ich möchte

hören, wie er mir versichert, dass alles gut wird. Ich möchte von ihm hören, was ich zu ihm gesagt habe: dass er nicht mehr allein auf der Welt ist, dass er mir vertrauen kann und dass ich immer für ihn da sein werde.

Ich möchte hören, wie er das sagt. Ich möchte mich dieser Worte und Schwüre und Versprechen versichern.

Ohne sie zerbreche ich. Ich ertrinke in einer Klärgrube, die ich selbst erschaffen habe. Mir wurde jede Gelegenheit gegeben, mich zu befreien. Ich habe meine Entscheidung getroffen. Die Entscheidung, für immer bei ihm zu bleiben.

Aber die Einsamkeit, die mit dieser Entscheidung einhergeht, ist fast überwältigend. Sie erstickt mich und behindert mich in meinen Gedanken und meinen Bewegungen. Ich bin nicht mehr in Stoneharts Haus gefangen, nein. Ich werde an einem Ort gefangen gehalten, der sehr viel schlimmer ist.

Ich bin in meinem eigenen Verstand gefangen.

»Lilly?«, fragt Jeremy. »Sprich mit mir! Schließe mich nicht aus! Erzähl mir, was geschehen ist! Warum bist du hierhergekommen?«

»Sind sie weg?«, sage ich, um seiner Frage auszuweichen. »Sind die Gäste noch da?«

»Die Feier wurde schon vor langer Zeit beendet«, sagt er. Er nimmt meine Hand. »Ja, sie sind weg. Ist das der Grund, warum du nicht hochgekommen bist? Ich habe lange auf dich im Bett gewartet, Lilly. Als du nicht aufgetaucht bist, musste ich einfach nach dir suchen.«

»Du wusstest, dass ich hier bin«, murmele ich. »Du hättest mich durch deine Kameras sehen können.«

Jeremy tritt einen kleinen Schritt zurück. Das wenige Licht, das von der Treppe her in den Raum scheint, lässt mich genug von seinem Gesicht erkennen, um die Sorge darin zu sehen. »Die habe ich aufgegeben«, erklärt er mir.

»Ich habe sie dir gegeben. Erinnerst du dich? Ich kann nicht mehr sehen, was in meinem Haus vor sich geht.«

»Oh«, seufze ich, »stimmt.«

»Etwas ist geschehen, nachdem du gegangen bist, oder?«, beharrt Jeremy. »Erzähl mir davon!«

Ich schüttle meinen Kopf. Ich möchte ihn nicht mit meinen Problemen belasten. Im Augenblick fühlt es sich besser an — sogar sicherer — sie einfach zu verdrängen.

Ich drücke seine Hand und wende mich vom Fenster ab. »Lass uns schlafen gehen!«, sage ich.

Kapitel Sieben

Der nächste Morgen fühlt sich wirklich und wahrhaftig wie der Beginn eines neuen Tages an.

Ich fühle mich ausgeruht und frisch und klar im Kopf. Der Vorfall von gestern Abend ist nur noch eine entfernte Erinnerung. Es ist etwas, das vor einer Ewigkeit geschehen ist... und einem anderen Menschen.

Mir ist bewusst, dass das nicht die gesündesten Einstellung ist. Aber ich habe mich zu einem Meister der Selbstdäuschung entwickelt. Schmerzhafte Dinge aus der Vergangenheit zu vergessen geht einem in Fleisch und Blut über, wenn man mit Jeremy Stonehart zusammen ist.

Natürlich ist Jeremy ohne ein Wort zu sagen zur Arbeit gegangen. Ich hasse es, wie er aufstehen kann, ohne mich zu wecken. Ich habe nicht einmal gespürt, wie er gegangen

ist. Ich wache irgendwann auf, und siehe da, er ist schon weg!

Ich finde jedoch eine kurze Nachricht von ihm, die besagt, dass wir nach seiner Rückkehr heute Abend über meine Anstellung bei Stonehart Industries sprechen werden. Meine... *Kompetenz* für die Stelle.

Die unheilvolle Anspielung — dass ich inzwischen zu geschädigt bin, um zur Arbeit zurückzukehren — ist beunruhigend. Aber statt darüber nachzugrübeln und mir die Schönheit draußen verderben zu lassen, lege ich es zusammen mit all dem anderen Mist, über den ich nicht nachdenken will, ab... und gehe hinaus in die Sonne.

Der Frühling in Kalifornien fühlt sich wunderbar an. Die frischen Kämme der Wellen auf dem Meer schlagen gegen die Klippen und verleihen dem Tag einen wunderbaren Schein. Als ich in den Wäldern auf Jeremys Grundstück herumwandere, verliere ich jegliches Zeitgefühl.

Erst als der Himmel beginnt, sich in ein tiefes Rot zu verwandeln, kehre ich zum Haus zurück.

Ich finde Jeremy, wie er allein am Tisch sitzt und liest. Er sieht in seinem glänzenden, silbergrauen Anzug elegant aus.

Er schaut auf, als er hört, dass ich eintrete. Er lächelt. »Und da ist sie«, sagt er mit nur einer ganz kleinen Andeutung von Sarkasmus. »Fühlst du dich schließlich dazu bereit, mich zu begrüßen?«

»Jeremy, hör auf!«, sage ich und setze mich ihm gegenüber. Er greift nach vorn, berührt meine Hand und drückt sie einmal.

»Wie fühlst du dich?«, fragt er.

»Gut«, sage ich schnell. Zu schnell. Zu automatisch.

Für den Bruchteil einer Sekunde runzelt er die Stirn. »Gibt es etwas, das du mir sagen willst?«, fragt er.

Ich schüttle meinen Kopf. »Nein. Wie läuft es bei

Stonehart Industries? Ich habe über die Mitteilung nachgedacht, die du für mich zurückgelassen hast. Wenn ich zurück zur Arbeit gehe —«

»Tracy hat mir erzählt, in welchem Zustand sie dich gefunden hat«, unterbricht Jeremy mich.

Mir bleibt fast das Herz stehen. Die Illusion zerschellt. Und alle Spuren von Normalität sind verschwunden.

»Was hat sie gesagt?«, frage ich schwach.

»Alles«, antwortet Jeremy. »Sie hat es mir erzählt, als sie gestern Abend gegangen ist. Ich wollte, dass du mir von selbst davon berichtest. Aber ich konnte nicht länger warten. Dies ist ein ernsthaftes Problem, Lilly.«

Beschämt senke ich meinen Kopf. »Ich weiß«, murmele ich. Selbst dieses Zugeständnis — einfach nur seine Worte zu bestätigen — gibt mir das Gefühl, als hätte ich Jeremy irgendwie enttäuscht.

»Das Problem besteht nicht in dem, was geschehen

ist«, fährt er leise fort, wobei seine Stimme sich auf eine ungewohnte und beruhigende Art bei mir einschmeichelt, »sondern darin, dass du es mir nicht erzählt hast.«

»Ich wollte nicht, dass du —«

»Dass ich was?« Seine Stimme ist leise, aber sie unterbricht mich so leicht, als würde er schreien. »Dass ich es erfahre?«

»Nein,« ich schüttle meinen Kopf, »dass du dir Sorgen machst.«

»Du meinst, dass ich zweifle«, sagt er. Er spricht in einem Tonfall, der mir nicht vertraut ist. Er klingt irgendwie... unaufrechtig. Als würde er sich mitten in einem Täuschungsmanöver befinden, von dem er nicht will, dass es vollkommen verdeckt ist.

»Wie bitte?«

»Ich weiß, das ist der Grund, warum du es mir nicht erzählt hast, Lilly. Du willst meinen Eindruck von dir nicht

trüben. Was mir allerdings Sorge bereitet ist die Frage, wie du so kurzsichtig sein konntest.«

Mein Kopf schnellt nach oben. »Wovon redest du?«

»Ich rede von dem Gleichen wie immer. Der einen Sache, für die ich dir wieder und wieder die Gelegenheit gebe, sie zu beweisen. Die eine Sache, bei der du konsequent versagst.«

Mir stehen die Haare im Nacken zu Berge, als ich die Richtung bemerke, die unsere Unterhaltung eingeschlagen hat.

»*Vertrauen*, Lilly!«, sagt er nach einer längeren Pause. Der Ausbruch ist voller Verzweiflung. »Warum, glaubst du, habe ich all diese Leute gestern Abend hierher eingeladen? Warum, glaubst du, habe ich es zugelassen, dass du dich davonschleichst?«

»Ich habe mich nicht — *davongeschlichen*«, entgegne ich, wobei ich das Wort ausspucke. »Du hast mir gesagt,

ich solle gehen!«

»Du bist vor zu vielen Menschen davongelaufen.«

»Ich habe mich stundenlang an deiner Seite aufgehalten.« Meine Geduld mit ihm nähert sich dem Ende. »Warum erzählst du mir nicht, was hier wirklich los ist, Jeremy? Warum erzählst du mir ausnahmsweise nicht mal, was du meinst, statt mich raten zu lassen?«

»Was ich meine«, murmelt Jeremy. Ein kurzes Lächeln streift über seine Lippen. »Bist du sicher, dass du das wissen willst, Lilly?«

»Da ich davon ausgehe, dass es mich betrifft, ja«, beginne ich. »Ja, das möchte ich tatsächlich!«

»Nun gut.« Jeremy nimmt seine Hand von meiner und lehnt sich zurück. »Was ich meine, ist das: Ich war nicht auf Tracy angewiesen, um zu wissen, was dir zugestoßen ist.«

»Die Kameras«, hauche ich. »Du Lügner! Du hast sie

angelassen! Du hast die Kontrolle niemals abgegeben.«

Jeremy schüttelt seinen Kopf. »Nein. Ich lüge dich nicht an. Du bist diejenige, die die Kontrolle über das Haus hat.«

»Dann was...« Ich halte inne. Ein schrecklicher Gedanke breitet sich in mir aus. »Nein«, sage ich mit einer Stimme leiser als ein Flüstern.

Jeremy lehnt sich mit brennenden Augen nach vorn und ist nun sehr eifrig. »Nein was?«, fragt er.

»Nein, das hättest du nicht getan«, sage ich. Ich fühle mich wieder wie benommen, doch das hat nichts mit meinem angeblichen Gehirnschaden zu tun.

Ich beginne vielmehr, die Puzzleteile zusammenzusetzen und zu sehen, wie viel Weisheit Tracys Worte enthielten, als mir die Dinge klar werden, vor denen Jeremy keine Skrupel haben kann, wenn man sein Verhalten in der Vergangenheit als Maßstab anlegt.

»Du weißt es also«, lächelt er. »Gut für dich.«

»Ich weiß überhaupt nichts!«, schreie ich. Ich hyperventiliere und bin fast außer mir.

Plötzlich erscheint die Tatsache, dass ich gestern Abend in den Sonnenraum gegangen bin, sehr passend.

»Doch, das tust du.« Jeremy zeigt mir ein bösartiges Grinsen. Der Ausdruck vollkommenen Triumphes bedeckt sein Gesicht. »Sag es mir! *Sag mir, was ich getan habe!*«

»Du... du hast mir Drogen gegeben«, keuche ich.

Jeremys Lächeln wird noch breiter. »Es war nur ein Test«, sagt er.

Kapitel Acht

»Ein Test!« Kochend vor Wut springe ich vom Tisch auf. Ich suche nach etwas, mit dem ich ihn bewerfen kann — zum Teufel mit dem Anstand. Da ich nichts finden kann, beschränke ich mich darauf, meinen Stuhl umzuwerfen.

»Ein Test! Wie konntest du nur, Jeremy? Oh, eigentlich weiß ich das nur zu gut. Du bist der Mann, der *tut*, oder nicht? Du und dein verdammter bösartiger Verstand! Du hast mich glauben lassen, du würdest mich lieben? Wie? Warum?«

»Beruhige dich, Lilly!« Jeremy hat bekommen, was er wollte, und nun ist er ein Bild der kühlen, gefassten Gelassenheit. »Du machst eine Szene.«

»Und wie, dachtest du, würde ich reagieren?«, schreie ich ihn an. Ich bin so wütend, dass ich ihm die Augen auskratzen könnte. Er vermutet nicht einmal die

körperliche Gefahr, in der er sich in diesem Augenblick befindet. Bestimmt nicht. Wenn ich ein Steakmesser hätte, würde ich nicht zögern, auf ihn zuzustürzen.

»Ich habe gehofft, dass du mehr Verständnis hast«, sagt er. Seine Stimme ist voll neckender Wärme. »Aber ich hätte nicht darauf gewettet.«

»Natürlich nicht, verdammt noch mal! Du hast mir Drogen gegeben! Schon wieder. Wieder und wieder und wieder tust du es! Dies ist ein Spiel für dich, oder nicht? Trotz deiner Gefühle, trotz allem, was du mir gestanden hast, werden deine Versprechen niemals ernst zu nehmen sein.«

»Das Leben ist ein Spiel«, erklärt er mir. »Es gibt Gewinner, und es gibt Verlierer. Und dann sind da die armen Seelen in der Mitte.«

»Und wo befinde ich mich, Jeremy? Wo ist mein Platz in deiner schrägen Weltanschauung? Wo stehe ich?«

»Sehr nahe am Abgrund«, murmelt Jeremy. »Und leider musst du dir selbst die Schuld dafür geben.«

»Da irrst du dich!« Ich zeige mit dem Finger auf ihn.

»Ich muss dir die Schuld geben, Jeremy, für alles, was mir zugestoßen ist, seitdem du mein Leben gestohlen hast!«

»Ich habe dir ein besseres gegeben!« Er erhebt sich aus seinem Stuhl. Selbst mit dem Tisch zwischen uns ragt er wie ein eiserner Titan über mir auf. »Ich habe dir ein besseres gegeben, Lilly, gegen meinen Willen, gegen mein Urteilsvermögen und all meine Pläne. Ich habe dir ein besseres gegeben aufgrund der Wirkung, die du auf mich hattest. Ich habe dir ein besseres gegeben. Und was bekomme ich im Gegenzug? Lügen! Täuschung! Untreue!«

»Untreue?«, stottere ich. »Wovon zum Teufel redest du?«

»Über all die Dinge, die du immer noch vor mir verbirgst, Lilly. All die geheimen Leidenschaften, die du

hegst. Alles, was du in dir verschlossen hältst, egal, wie viel ich dir von mir erzählt habe. Egal, was ich enthüllt habe.«

»*Alles, was du enthüllt hast*«, ich spucke fast, »ist, wie sehr du Macht begehrst. Wie unverbesserlich du wirklich bist.«

Ich drehe mich weg.

»Nein.« Jeremy geht um den Tisch herum, ergreift fest meinen Arm und zieht mich zurück.

»Lass mich los!«

»Das werde ich *nicht*«, knurrt er. »Du wirst mir *niemals* wieder den Rücken zudrehen, Lilly, so wahr mir Gott helfe, oder...«

»Oder was?« entgegne ich. »Wirst du mich in der Dunkelheit einsperren?«

Seine Hand bewegt sich so schnell, dass ich keine Zeit habe zu reagieren. Ich weiß nur, dass ich plötzlich auf dem

Boden kauere. Die ganze linke Hälfte meines Gesichts ist taub. Ich schmecke Blut.

»Steh auf!«, schnappt Jeremy. Er hebt mich auf und wirft mich fast in Richtung des umgestoßenen Stuhles.

»Setz dich hin! Ich habe dich schon einmal gewarnt, Lilly. Du wirst mich *niemals* wieder solcher abscheulichen Dinge beschuldigen!«

Ich zittere und bebe, als ich den Stuhl aufstelle und mich hinsetze.

Ich hasse dich, ist der einzige Gedanke, den ich fassen kann. *Ich hasse dich. Ich hasse dich. Ich hasse dich.*

Mit geschwollenen Augen schaue ich ihn finster an. Der Schmerz strahlt von meinem Gesicht hinunter in den Rest meines Körpers ab. Er vermischt sich mit Adrenalin und einem mangelhaften Fluchtinstinkt, der mich an Ort und Stelle erstarrten lässt. Ich bin erstarrt in Unentschlossenheit.

»Nun werden wir uns unterhalten«, erklärt er mir. Er zieht einen weiteren Stuhl nahe an meinen heran, legt seine Hände auf die Lehne und setzt sich hin. »Und es wird alles ans Licht kommen, Lilly. Alles. Die ganze Wahrheit. Denn wenn du versuchen solltest, mich noch einmal zu hintergehen...«, er ballt seine Faust und schaut sie an, »dann möchte nicht einmal ich mir vorstellen, was geschehen könnte.«

Er ist zurück, denke ich verbittert. Hier ist Stonehart wie er leibt und lebt.

Und es war kaum eine einzige Provokation von meiner Seite nötig.

»Nun«, sagt er und lehnt sich nahe an mich heran. Ich kann seinen Atem auf meiner Wange spüren, und dafür hasse ich ihn umso mehr. »Ich werde dir die Höflichkeit erweisen, dir die Dinge aus meiner Perspektive zu erklären. Damit du die Situation so siehst wie ich und nicht mich, sondern *dich selbst* mit meinen Augen

verurteilen kannst.

Denn du, meine liebe Lilly, trägst ganz allein die Schuld an allem, was dir zugestoßen ist.

Es beginnt mit deiner Einstellung mir gegenüber. Ich weiß, dass du giftige Gedanken in dir trägst. Das ist nur natürlich. Ich bin das Monster, das dich aus deinem Leben gerissen hat, oder nicht? Ich bin derjenige, der deinen Vater eingesperrt hat, der Conner auf deine Mutter angesetzt hat und der so viele Jahre lang ein Auge auf dich geworfen hat, bevor die Dinge schließlich ihr natürliches Ende fanden.

Aber dieses Ende war erst der Beginn, oder nicht? Dein Eintritt in mein Leben hat die Dinge verändert. Dinge, von denen ich mir das niemals vorstellen konnte. Und das hier...«, er berührt nun fast zärtlich meine geschwollene Wange, während ich geradeaus starre und seinem Blick ausweiche, »...ist die bedauerliche Konsequenz dessen, zu dem du mich verleitest.

Du heizt mich an, Lilly«, faucht er mit tiefer und heiserer Stimme. »Du erweckst solche Leidenschaft in mir, solch eine Abhängigkeit, dass ich niemals wegschauen kann. An dem Punkt befinden wir uns jetzt, meine Liebe. Und«, er ergreift mit seiner Faust mein Haar dicht an meiner Kopfhaut, um mein Ohr an seine Lippen zu zwingen, »ich fürchte, der einzige Ausweg, der dir zur Verfügung steht, ist die glorreiche Aussicht auf den Tod.«

»Du wirst mich umbringen«, sage ich trocken und weigere mich, meine Stimme mit auch nur einem Hauch von Emotionen zu füllen.

»Bah!«, spuckt er und dreht sich weg. Ich schnappe nach Luft, als der Schmerz an meinem Hinterkopf nachlässt.

»Nein, ich werde dich nicht umbringen, Lilly. Für wen hältst du mich?« Er geht nun auf einer Seite des Raumes auf und ab. Ich kann seinen Umriss aus meinem Augenwinkel erkennen.

»Was sonst?« Ich hebe mein Kinn an. »Wirst du mir wieder und wieder Drogen geben, bis ich nichts weiter als eine lebendige Leiche bin? Etwas Warmes, in das du deinen Schwanz hineinstecken kannst?«

»*Tu das nicht!*«, warnt er mich.

»Tu was nicht?« Ich stehe auf und drehe mich um, um ihm ins Gesicht zu schauen. »Ich soll dir nicht sagen, was ich denke? Ich dachte, dieses ganze Debakel begann aufgrund eines Mangels an Ehrlichkeit. Nun, wie gefällt dir diese Ehrlichkeit?« Ich zeige auf meine Wange. »Ich werde morgen zur Arbeit gehen, und ich werde *dieses* als ein Ehrenabzeichen tragen. Wenn jemand mich fragt, werde ich die Wahrheit sagen. Ich werde sagen, dass du das getan hast. Was als nächstes geschieht, weiß ich nicht, aber um den Müll wirst du dich kümmern müssen.«

»Und was gibt dir den Eindruck, dass du in *meinem* Unternehmen noch eine Position hast?«, fragt Jeremy.

»Die Tinte meiner Unterschrift auf dem Anstellungsvertrag, Jeremy. Oder hast du den genauso verbrannt wie den anderen?«

»Ha, aber du hast es versäumt, das Kleingedruckte zu lesen, meine Liebe. Dein Vertrag dauerte nur so lange an, bis mein Unternehmen an die Börse ging. Eine Verlängerung lag in meinem Ermessen.«

»Der Herr gibt, und der Herr nimmt«, zitiere ich sarkastisch. »Ich sollte sagen, ich bin überrascht, aber ich bin es nicht. Nun gut. Dann werde ich nicht zu Stonehart Industries gehen. Ich werde stattdessen zur Polizei gehen.«

»Oh, nein, die Polizei!« Jeremy schüttelt seinen Kopf mit einer kindischen, ängstlichen Bewegung. »Schau mich an, ich zittere.« Er hält inne und schaut mit einem Blick so hart wie Stein auf mich hinunter. »Also bitte. Wir beide wissen, dass das nur eine leere Drohung ist. Du würdest nicht riskieren, was du dir hier aufgebaut hast.«

»Du wirst sehen«, sage ich. »Ich bin nicht mehr deine Gefangene. Ich bin eine freie Frau, wie du es selbst gesagt hast. Oder wurde das Recht ebenfalls widerrufen?«

»Nichts wurde widerrufen, Lilly«, sagt Jeremy. »Es hat sich nicht einmal etwas verändert. Ich bin immer noch der Mann, in den du gestern verliebt warst. Und du...«, sagt er, während seine Hände auf dem Tisch liegen und er plötzlich sehr traurig aussieht, »bist immer noch meine kostbare Lilly-Blume.«

Die Veränderung seines Verhaltens vergeht genauso schnell wie sie gekommen ist. Als er mich wieder anschaut, besteht sein Gesicht aus einer perfekten Maske, frei von jeglichen Emotionen.

Ich lache. Ich lache nicht vor Vergnügen, sondern aus Trotz. Ich lache, weil eine fanatische Hysterie mich überkommt. Die Gegensätzlichkeiten. Die sich verändernden Launen. Die Unbeständigkeit.

Das vollkommene Chaos und die Unberechenbarkeit, die Jeremy Stonehart darstellt.

Er schaut mich an und wartet geduldig darauf, dass mein Anfall aufhört.

Ich lache weiter. Ich weiß nicht, wo es herkommt. Aber es fährt fort, mich zu erfüllen, und es fährt fort, aus den Tiefen meiner Lungen emporzusteigen.

Ist dies das Gelächter einer verzweifelten Frau oder einer, die halb verrückt ist? Zu diesem Zeitpunkt bedeuten mir diese Unterschiede wenig. Egal, was ich tue, egal, wo ich hingehe, mein Leben wird immer von Jeremy Stonehart kontrolliert werden.

Das hat er heute Abend bewiesen.

»Bist du fertig?«, fragt er schließlich. Er klingt verärgert. Vielleicht ist mein Lachen durch die Fassade hindurchgedrungen und hat ihn tatsächlich erreicht.

»Du bringst mich an diese Orte, Jeremy. Ich bin nur ein

zufälliger Passagier.«

»Sehr poetisch«, sagt er. Er lächelt mich auf eine Weise an, die sein Gesicht für eine Sekunde so aussehen lässt wie das einer animierten Leiche. »Aber vollkommen unzutreffend.«

»Worum geht es dann, Jeremy? Dass du vollkommen verrückt bist? Dass ich es sehr wahrscheinlich auch bin? Es muss Wahnsinn sein, der mich so lange an dich gebunden hat, nachdem du unsere Bindung durchtrennt hast.«

»Nein.« Er schüttelt seinen Kopf. »Es ist kein Wahnsinn, Lilly. Du bist nur zu jung, um das zu verstehen. Du kannst die Idee des Ganzen nicht erfassen. Es ist Liebe. Unbestreitbare, schonungslose Liebe.«

»Es kann keine Liebe sein«, sage ich laut, »wenn ich bereits beschlossen habe, dass ich dich hasse.«

»Starke Leidenschaften, die von den gleichen Gefühlen

erweckt werden«, erklärt er mir. »Du sagst, heute ist es Hass. Aber morgen wird es sich wieder in Liebe zurückverwandeln. So laufen diese Dinge ab.«

»Du hältst das für einen Zyklus?« spottet ich. Du glaubst, ich werde dich wieder lieben, wenn sich der Kreis einmal um sich selbst gedreht hat? Dass das unaufhörlich ist?«

»Nein«, sagt Jeremy, »ich habe nicht behauptet, es sei ein Zyklus.«

»Was dann?«

»Eine fehlerhafte Zuordnung.«

Ich verenge meine Augen. Das Pochen in meiner Wange hat aufgehört. Ich kann kein Blut mehr schmecken.

Ich glaube, er hat mich weniger heftig geschlagen, als ich zuerst gedacht habe. Ganz gewiss nicht mit seiner vollen Stärke. Ich glaube, ich habe eher den Schock als den tatsächlichen körperlichen Schlag gespürt. Und das

Blut? Das ist nur da, weil ich mir auf die Zunge gebissen habe. Überhaupt nicht seine Schuld.

Als ich mich dabei erwische, wie ich diese Gedanken habe, frage ich mich: *Ist das vollkommener Wahnsinn? Rechtfertige ich es tatsächlich, geschlagen zu werden?*

Aber die Worte, die wir jetzt wechseln? Diese Unterhaltung, die wir führen? Irgendwie hat sie sich beruhigt. Sie fühlt sich fast zivilisiert an, denn genau das ist sie.

Und außerdem hat er meine Neugier geweckt. »Was meinst du damit, ›fehlerhafte Zuordnung‹?«

»Das ist leicht«, sagt Jeremy. »Du hast diese Gefühle, die in dir herumschwirren. Viele von ihnen — die meisten von ihnen? — beziehen sich auf mich.

Deine Gefühle wecken deine Leidenschaften. Der Rausch, den du verspürst, wenn wir uns lieben. Der Zorn, wenn du glaubst, ich hätte dir Unrecht getan. Der

Nervenkitzel, wenn wir es austragen und uns auf verbaler Ebene duellieren.«

»Ich glaube nicht...«

»Leugne das nicht! Du würdest dir selbst Unrecht tun. Ich kenne die Wahrheit dieser Gefühle, da sie sich in mir widerspiegeln. Du bist die einzige, die jemals in der Lage gewesen ist, sie hervorzulocken.

Es gibt keinen Zyklus, Lilly. Du entscheidest dich nur, diesen Dingen, die du spürst, einen Namen zu geben. Hass? Liebe? Beides wird von den gleichen Emotionen angespornt. Beide sind in der Lage, dich außerordentliche Dinge vollbringen zu lassen. Das ist die Schwäche der menschlichen Sprache. Sie versucht, all diese brodelnden, kochenden Emotionen in hübsche, kleine Pakete zu verschnüren, die mit einem Aufkleber versehen werden können. Es ist der Trugschluss der westlichen Denkweise. Dass alles eine Bedeutung hat. Dass es definiert werden muss. Dass es Stück für Stück auseinandergenommen

werden muss.

Aber die Gefühle, die du und ich für einander empfinden? Die Gefühle, die wir teilen? Die befinden sich jenseits jeglicher Definition. Sie sind jenseits jeder Bedeutung. Ich spüre eine unglaubliche Liebe, wenn ich dich anschaue, Lilly, so zerzaust und wütend und zornig wie du bist. Und du, die auf der anderen Seite des Spiegels sitzt, spürst wahrscheinlich nichts anderes außer Hass.

Darin liegt die Wahrheit unserer Beziehung. Dass etwas so Hässliches etwas so Schönes zur Welt bringen kann. Ich bin von dir verzaubert, Lilly, egal in welchem Zustand du dich befindest. Ich provoziere dich manchmal. Dann wieder necke ich dich. Ich tue das aus all den egoistischen Gründen, da ich dich und alles, was du zu bieten hast, erleben möchte. Nicht das Leben, Lilly. Das Leben habe ich bereits kennengelernt. Nicht das Leben, sondern... dich.

Das ist unsere Tragödie. Dass du und ich diesen Punkt niemals überschreiten können. In gewisser Weise sind wir wegen dem, was ich dich habe erleiden lassen, aneinandergebunden. Wegen der Anziehungskraft, die du auf mich ausübst. Weil ich kein anderes Ventil für meine Liebe kenne.

Du bist alles, was ich habe, und alles, was ich will. Ich habe versucht, dich wegzustoßen, als ich dachte, es sei das Beste für dich, als ich dachte, du könntest die Führung übernehmen, aber jedes Mal bist du umgehend zurückgekommen. Daher weiß ich, dass das, was wir haben, aus mehr als nur Worten besteht. Liebe, Hass? Das sind leichtfertige Worte. Leichtfertige Definitionen. Dieses Ding zwischen uns — dieses Ding, von dem ich weiß, dass du es empfindest — übersteigt all das.«

»Das ist vollkommener Blödsinn«, murmele ich, allerdings ohne große Überzeugung. Mein Kopf schwirrt mit all den Möglichkeiten. Was, wenn Jeremy Recht hat?

Was, wenn das der wahre Grund dafür ist, dass ich mich entschieden habe zu bleiben?

»Ich *habe* Recht, und das weißt du«, sagt er.

Mir wird klar, dass ich meine Zweifel laut ausgesprochen habe. Ich schnappe nach Luft und bedecke meinen Mund mit beiden Händen.

Jeremy setzt sich auf seinen ursprünglichen Stuhl auf der anderen Seite des Tisches. »Weißt du«, sagt er, »es ist verdammt gut, dass Charles taub ist, ansonsten hätte er jedes unserer Worte verstanden. Wir können es doch nicht zulassen, dass die Dinge, die wir diskutieren, diesen kleinen Raum verlassen, oder?« Bei dem Geräusch sich nähernder Schritte schaut er auf.

»Ah«, sagt er und lächelt Charles freundlich an, »es ist angerichtet.«

Kapitel Neun

Ich kaue, ohne wirklich etwas zu schmecken. Meine Gedanken sind zu aufgewühlt, um das Mahl zu genießen.

Jeremy Stonehart ist ein komplettes Rätsel. Die Grausamkeit, die Rücksichtnahme und die wunderbare Philosophie, die alle in einem Mann vereint sind. Es ist erstaunlich.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr erkenne ich, dass er Recht hat. Liebe und Hass sind einfach nur *Worte*. Die Gefühle, die sie entstehen lassen, sind ihnen auf unheimliche Weise ähnlich.

Ist das der Grund, warum es für mich so einfach war, mich in ihn zu verlieben? All diese Gefühle des Hasses, die sich die ganze Zeit über in mir aufgebaut haben? Nur, dass sie keinen Hass darstellten, wie er gesagt hat,

sondern Leidenschaften. Leidenschaften, die er in mir geweckt hat. Einige von ihnen sind unvergesslich schön, andere sind unerträglich schmerhaft. Aber es sind trotzdem alles Leidenschaften. Damit hat er mich einfangen können.

Teilnahmslosigkeit wäre besser. Teilnahmslosigkeit würde mir den nötigen Abstand geben, um Rache zu üben. Aber nun strebe ich nach etwas Größerem. Etwas Aufgeklärterem. Etwas, das so viel erfüllender ist:

Verständnis.

»Warum hast du mir Drogen gegeben?«, frage ich. Das ist die Frage, die mir im Kopf herumgeht.

»Um dir die Gelegenheit zu geben, zu mir zu kommen«, entgegnet er.

Ich schüttle meinen Kopf. »Was?«

»Um zu sehen, ob ich bereits der Vertraute bin, der ich für dich sein muss.«

»Das ist eine verdrehte Art, die Dinge zu betrachten«, sage ich. »Und dein Urteil?«

»Ich bin es nicht.« Die Worte beinhalten einen Hauch von Bedauern. Aber er lächelt. »Ich kann nicht anders als festzustellen, dass mein heutiges Verhalten uns einige Schritte zurückgeworfen hat.«

»Das kannst du laut sagen«, murmele ich, während ich in meinem Essen herumstochere.

»Lilly.« Jeremys Stimme lässt mich hochschauen. »Du bist immer noch wunderschön. Es tut mir leid, dass ich dich geschlagen habe. Ich glaube nicht, dass etwas zurückbleiben wird.«

Ich hebe meine Hand an, um meine Wange zu fühlen. Die Schwellung ist tatsächlich fast weg. Meine Haut fühlt sich nicht mehr heiß an.

»Was kann ich tun, damit du mir vergibst?«, fragt er.

»Nichts«, seufze ich. »Du kannst nichts tun, Jeremy. So

bist du nun einmal.«

»Es gefällt mir nicht, dich so melancholisch zu sehen.«

»Nun, du weckst dieses Gefühl in mir, oder nicht?«,
frage ich.

Nun ist er an der Reihe zu seufzen. »Ich kann nichts
dagegen tun. Wenn du wüsstest, wie ich aufgewachsen
bin...«

»Bitte«, unterbreche ich ihn, »gib nicht deiner Kindheit
die Schuld für das, was du tust. Das gehört sich nicht. Und
es sieht dir nicht ähnlich, das Schicksal so einfach zu
akzeptieren.«

Er schüttelt ein wenig seinen Kopf. »Du missverstehst
mich. Es geht nicht um Schuldzuweisungen. Es geht um
Verständnis. Du bist der einzige Mensch, dem gegenüber
ich das zugeben kann. Ich habe dir die Geschichte erzählt,
wie ich meine Mutter gefunden habe, als ich noch ein
Junge war. Häusliche Gewalt verstört mich mehr, als du

dir vorstellen kannst. Sehr viel mehr, als ich es zeige. Das klingt wahrscheinlich so unglaublich heuchlerisch, wenn man all das bedenkt, was ich dir angetan habe. Aber es entspricht der Wahrheit.«

»Welch nette Empfindung«, sage ich, »besonders, wenn sie dir dabei hilft, ein ruhiges Gewissen zu haben.«

Er runzelt die Stirn. »Mein Gewissen ist weit davon entfernt, ruhig zu sein, Lilly. Das solltest du wissen. Es ist mir bewusst, wer ich bin und was ich tue. Was ich getan habe. Und ich meine nicht nur die Dinge, die ich dir angetan habe, sondern alles, was ich je in meinem Leben getan habe. Der Weg an die Spitze ist nicht einfach, Lilly, und er ist nicht mit Gold verziert. Er ist mit all den Knochen von denjenigen übersät, die versucht haben, dorthin zu gelangen, und gescheitert sind. Manchmal findet man verwesende Körper auf dem Weg, die noch halb am Leben sind und um Wasser oder Nahrung oder einfach nur das Ende betteln. Sie rufen nach dir, sie zerren an dir, sie

versuchen, dich tief in den Abgrund zu ziehen, sodass sie zumindest einen Erfolg vorweisen können: deine Zerstörung.«

»Welch passender und freundlicher Vergleich«, murmele ich.

»Und dann findest du diejenigen, die noch vollkommen am Leben sind, die jedoch nicht weiter klettern können, sondern dir und deinen Zielen im Weg stehen. Es gibt keine Möglichkeit, um sie herumzugehen. Der einzige Weg an die Spitze besteht darin, sich durch ihre immer noch schlagenden Herzen hindurch zu kämpfen. Diejenigen«, sagt er, »geben dir keine andere Möglichkeit als sie zu zerquetschen.«

»Jeremy?«, frage ich. »Was ist in dich gefahren?« Es gefällt mir nicht sehr, wenn er in solchen Metaphern spricht, besonders nicht, da er ein Mann ist, der normalerweise seine Worte in Taten umsetzt.

»Ja?« Er schaut von seinen Tagträumen auf. »Es ist nichts. Ich habe nur zu viel gelesen. Ann Rice.«

»Was?«, frage ich verwirrt. »Seit wann liest du Belletristik?«

»Selten«, erklärt er mir. »Allerdings hat meine Mutter diese Bücher geliebt. Als wir unser altes Haus in den Bergen besucht haben, wollte ich etwas tun, das mich an sie erinnert.«

»Wie machst du das nur?«, wundere ich mich. »Wie kommt es, dass du in einem Augenblick so kalt und distanziert sein und dich im nächsten so unglaublich menschlich geben kannst?«

»Ein wichtiger Teil meiner Persönlichkeit.« Er lächelt erneut. »Es gefällt mir, dass du es so beruhigend findest.«

»Ich versuche nur, dich zu verstehen. Das ist alles.«

Jeremy gibt ein lautes Lachen von sich. »Ha! Psychologen hätten ihren Spaß an mir. Viel Glück! Ich

glaube nicht, dass es zu aufgeblasen klingt, wenn ich sage, dass man dafür mehr bräuchte, als es auf dieser Welt gibt.«

»Ich dachte, du glaubst nicht an Glück«, erinnere ich ihn.

Sein Grinsen verbreitert sich. »Das tue ich auch nicht. Das war meine Art zu sagen, dass dein Vorhaben nahezu unmöglich ist.«

»Nein, das glaube ich nicht«, entgegne ich. »Ich weiß bereits mehr über dich, als du dir vorstellen kannst.«

»Ach ja?« Er klingt neugierig. »Kläre mich auf!«

»Du hast einen Überlegenheitskomplex«, sage ich, »aber er gehört einer speziellen Art an, denn er ist eigentlich vollkommen gerechtfertigt. Du bist nicht einer von diesen wahnhaften Narren, die sich für die Besten halten und fest daran glauben. Du hast objektive Beweise aus der Außenwelt.«

Er zuckt mit den Schultern. »Jeder meiner Geschäftspartner hätte mir das sagen können.«

»Ja, aber sie wüssten nicht, wo das herkommt, Jeremy. Sie würden nicht die Wurzel davon kennen.«

Er lehnt sich in meine Richtung. »Und du tust das?«

»Ich arbeite daran«, sage ich. »Ich glaube, es kommt von einem Ort der Sehnsucht. Ich habe dir vorher einmal gesagt, dass du Zeugen brauchst. Das alles, was du tust, größer als das Leben selbst sein muss, sodass du zu einem Schauspiel werden kannst.

Das nehme ich jetzt zurück. Du brauchst keine Zeugen. Du brauchst Anerkennung. Das hat in deiner Kindheit begonnen. Dein Vater hat dich verachtet. Deine Brüder haben sich nicht besser verhalten. Nur deine Mutter hat dir Liebe gegeben. Aber die Liebe eines einzelnen Elternteils kann nicht genug sein, besonders wenn ihr die Teilnahmslosigkeit und der Hass des anderen Elternteils

entgegenwirken.

Und damit hat es sich in deinem Verstand festgesetzt, dass du dich beweisen musst. Nicht nur vor deinen Brüdern und deinem Vater, sondern vor der ganzen Welt.

Und damit hast du Erfolg gehabt. Um deinen Ausdruck zu verwenden: auf höchst eindrucksvolle Weise. Doch selbst das hat nicht genügt, oder? Innerlich hast du dich immer noch leer und hohl gefühlt.«

Jeremy setzt einen finsternen Blick auf. Dies ist ein unangenehmes Thema für ihn. Habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen? Vielleicht.

Eilig fahre ich fort.

»Du hast gesagt, das bringt dich dazu, nach mehr Reichtum zu streben, obwohl du offensichtlich bereits genug hast. Du hast gesagt, es sei Geld, das dich motiviert. Dass du niemals genug haben könntest. Dass du immer nach *mehr* streben musst, damit du das Gefühl hast, dich

vorwärts zu bewegen. Um das Gefühl zu haben, dass dein Leben sich weiterentwickelt.

Aber ich glaube nicht, dass das vollkommen der Wahrheit entspricht. Eigentlich weiß ich, dass das nicht der Fall ist. Und ich glaube, irgendwo tief in dir drinnen weißt du das auch.«

»Genug jetzt, Lilly!«, sagt er. »Ich will nicht, dass du diese Dinge endlos weiterführst. Sie entsprechen nicht der Wahrheit. Aber in deinem Kopf wirst du sie für zutreffend halten, wenn du noch länger darüber nachdenkst.«

»Und sie ängstigen dich«, unterbreche ich ihn. Ich weiß, dass ich das Schicksal nun herausfordere. Aber ich kann nicht aufhören. Dieses wird entweder in einer glorreichen Katastrophe oder einem wundersamen Erfolg enden. »Sie ängstigen dich, weil du sie nicht kontrollieren kannst, Jeremy. Du kannst sie nicht aus deinem Verstand verbannen, wie du es mit allem anderen tust. Sie widersetzen sich jeglicher Kontrolle. Und Dinge, die du in

deinem eigenen Kopf, in deiner geheimsten Oase, nicht kontrollieren kannst, ängstigen dich.«

Jeremy schlägt mit seiner Hand auf den Tisch, sodass das Geschirr aufspringt. »Ich habe gesagt, *genug!*«, knurrt er mich an.

»Ich habe nicht ganz unrecht«, sage ich und weigere mich nachzugeben, nun, da ich so weit vorgedrungen bin. »Wirst du mich ausreden lassen?«

Er zögert. Ich habe ihn an der Angel. Ich habe ihn neugierig gemacht.

Schließlich nickt er steif.

»Aber«, er unterbricht mich, noch bevor ich beginne zu sprechen, und hebt einen Finger. »Aber, Lilly, denk daran, dass du dich in gefährliche Gewässer begibst. Ich warne dich!«

»Das weiß ich«, sage ich. »Hör einfach nur zu! Ich will auf Folgendes hinaus. Diese Gefühle der Unzulänglichkeit

und des Selbstzweifels? Egal, wie sehr du sie verdrängt hast, egal, wie sehr du dich in äußerlichem Erfolg geaalt hast, sie werden niemals verschwinden. Du kannst sie nicht zerquetschen. Du kannst sie nicht verbannen. Diese Gefühle wurden in deinen prägenden Jahren entwickelt — als du noch ein Kind warst. Sie liegen tief in deiner Seele verborgen und definieren alles, was du tust. Und ich hasse es, das zu sagen, Jeremy, aber dort werden sie für immer bleiben. Du kannst weder deinen Eindruck von der Welt noch deinen Platz darin verändern, wenn sich beides entwickelt hat, als du noch ein Kind warst. Erst mit sieben Jahren haben Kinder ihr eigenes, vollkommen unabhängiges Selbstbewusstsein entwickelt. Davor wird alles, was sie wissen, von ihrer Mutter oder ihrem Vater definiert — oder wer auch immer sie großzieht.«

»Und du hältst das für die Wahrheit?«, sagt Jeremy zweifelnd. »Du glaubst, dass so eine einfache Erklärung alles definieren kann, was ich in mir habe?« Er lehnt sich

näher an mich heran. »Du bist noch nicht in meinem Kopf gewesen, Lilly.« Er klopft sich auf die Haut an seiner Schläfe. »Du weißt nicht, was hier oben wirklich vor sich geht.«

»Nein, aber ich bin dem näher gekommen als die meisten«, sage ich. »Und ja, ich glaube, dass eine Erklärung wie diese erfassen kann, wer du bist. Das ist das Sparsamkeitsprinzip, Jeremy. Die einfachsten Erklärungen enthalten häufig die größte Wahrheit.«

»Das ist also dein Eindruck von mir?«, fragt er. »Dass ich ein Sklave meiner Kindheit bin?«

Ich habe ihn verärgert. Das merke ich. Aber es ist jetzt zu spät, um das Ruder herumzureißen. Und dies ist nicht die Art von Ärger, die zu körperlicher Gewalt führen könnte.

Zumindest hoffe ich das.

»Das ist menschliche Psychologie, Jeremy«, sage ich

und senke meine Stimme. »Selbst du bist dagegen nicht immun.«

Er lächelt höhnisch. »Also das wurde dir in Yale beigebracht? Wie man mit solch zielgenauer Überzeugung eine Psychoanalyse von jemandem anfertigt?«

»Hey, den Schuh kannst du dir selber anziehen!«, entgegne ich. »Was ist mit all dem, das du mir über die Narben meiner Vergangenheit erzählt hast? Über bestimmte Dinge, die Rückfälle auslösen? Wenn das keine Psychoanalyse ist, dann weiß ich auch nicht.«

»Das«, sagt Jeremy mit überraschender Würde, »war etwas anderes.«

»Ach ja? Warum das?«

»Das entsprang nicht einem Lehrbuch, Lilly, sondern meiner Lebenserfahrung.«

»Und das sagt irgendwie mehr über die Welt aus? Weil du derjenige bist, der das endgültige Urteil fällt?«

»Teilweise«, sagt er. »Aber auch, weil ich den Gedanken nicht ertragen kann, dass etwas so Großartiges und Wundersames wie das menschliche Leben in kleine häppchenartige Definitionen von den Ursprüngen des zugrundeliegenden Verhaltens gepresst wird.«

»Das ist eine recht simple Art, die Dinge zu betrachten.«

»Das ist es nicht.«

»Doch, das ist es! Und vollkommen herablassend in Bezug auf die Arbeit, die andere vor dir getan haben. Du kannst nicht alles wissen, Jeremy.«

»Was ist mit dir?«, fragt er leise. Er hebt sein Weinglas an.

»Was ist mit mir?«, entgegne ich.

»Wo siedelst du dich selbst in deiner engen und hübschen kleinen Definition an? Für mich bist du immer noch — und wirst es immer sein —«, er hält inne und zeigt

mir ein liebenswertes Lächeln, »ein vollkommenes Rätsel.«

Kapitel Zehn

Nach Jeremys letzter Erklärung beenden wir das Thema und nehmen den Rest unseres Abendessens in nachdenklicher Stille zu uns.

Ich erwische mich dabei, wie ich an all die Dinge denke, von denen Jeremy versprochen hat, sie zu tun, und das nie gehalten hat. Vorwiegend Drohungen und andere derartige Anspielungen.

Nach dem Abendessen gehen wir gemeinsam noch oben. Er verhält sich so, als hätte er mich nie geschlagen. Ich finde das beunruhigend.

»Lilly?«, sagt er kurz bevor er das Licht ausschaltet.
»Nur damit du es weißt, ich habe deinen Anstellungsvertrag erneuert. Wenn du morgen Make-up auflegst, kannst du zur Arbeit kommen.«

Eine Stunde, nachdem Jeremy eingeschlafen ist, schleiche ich mich aus dem Bett und gehe nach unten.

Er hat mich nicht einmal angefasst. Vielleicht hat er gespürt, dass ich nicht in Stimmung war. Vielleicht — oder eher wahrscheinlich — wollte er nicht schon so bald, nachdem er mich geschlagen hat, körperliche Intimität eingehen. Das würde sich zu sehr wie eine Rückkehr zu alten Zeiten anfühlen.

Ich gehe durch das leere Haus. Mir hat die Sterilität dieses Ortes noch nie gefallen. Sicher, es ist hübsch, so wie all die Möbel fachkundig angeordnet sind und alle Zimmer noch mehr von diesen abstrakten schwarz-weiß Gemälden aufweisen, die die vier Wände des Sonnenraumes zieren. Aber nirgendwo herrscht Leben vor. Es ist wie ein Ausstellungsstück. Es wird zwar sorgfältig gepflegt, genießt aber keine Zuneigung.

Es passt zu Jeremy Stonehart: wer er war, wer er ist.

Aber da dies nun auch mein Zuhause ist, passt es nicht zu *mir*.

Sinnloses Geschwätz. Leichtfertige Gedanken. Ich lenke mich von den wichtigeren Dingen ab, über die ich nachdenken muss.

So wie Jeremys anhaltende Fähigkeit, mich wie wenig mehr als ein wissenschaftliches Experiment zu behandeln. Ein fremdartiges Testobjekt, das aus der Ferne herumgestoßen und geschubst werden kann, nur um zu sehen, wie es reagiert.

Es ist fast so, als würde er mich zu diesen Zeitpunkten nicht einmal als ein menschliches Wesen betrachten. Vielleicht ist das nicht allzu überraschend. Es gibt vieles, das Jeremy nicht mit Menschlichkeit verbindet. Das ist nicht allzu schlimm, selbst im Angesicht von Liebe.

Nein, aber was schlimm und beunruhigend ist, ist die

Tatsache, dass er daran nichts Falsches zu finden scheint.

Das macht es unmöglich, seine Reaktion vorherzusagen. Nicht, dass Jeremy jemand ist, der sich an Definitionen hält, aber sein Mangel an Besorgnis ist beängstigend. Er bedeutet, dass ich in seiner Gegenwart ständig auf der Hut sein muss.

Das macht unsere Beziehung sehr anstrengend.

Wenn unsere gemeinsame Vergangenheit nicht existieren würde — wenn er mich niemals entführt und den grauenhaften Dingen ausgesetzt hätte, zu denen *Stonehart* fähig war — wenn wir uns genauso kennengelernt hätten, wie wir es Fey und Thalia erzielt haben, wäre ich dann immer noch hier? Wäre ich mit einem Mann zusammen, der so vollkommen unbeständig ist?

Nein.

Nein, und das ist die größte Ironie überhaupt. Es ist

nicht der Zugang zu Reichtum oder einem verschwenderischen Lebensstil, der mich das alles ertragen lässt. Es ist nicht der unglaubliche Sex. Es ist nicht einmal das Versprechen einer gemeinsamen Zukunft, von Heirat und Kindern und —

Ich stutze. Kinder mit Jeremy Stonehart? Das ist vollkommen unvorstellbar.

Aber trotzdem. Welch logische Verrenkungen und Trugschlüsse muss ich durchlaufen, um zu verstehen und sogar zu *akzeptieren*, dass der Grund dafür, dass ich mich so an Jeremy gebunden fühle, von den Dingen herrührt, die er mir in der Dunkelheit angetan hat?

Es ist merkwürdig, wie das Leben manchmal spielt.

Irgendwie muss ich dem ein Ende setzen. Ich muss ein Machtwort sprechen und ihm erklären, dass es nicht akzeptabel ist, mich wie eine Laborratte zu behandeln. Ansonsten wird jeder wache Moment, den ich in seiner

Gegenwart verbringe, so sein, als würde ich auf rohen Eiern sitzen. Und das ist keine Art, sein Leben zu verbringen.

Und außerdem, sollte ich nicht ein Mitspracherecht darüber haben, was mit meinem Körper geschieht? Sollte ich nicht die Möglichkeit haben, für mich selbst zu entscheiden, welche Substanzen ich zu mir nehme?

Er hat mir Drogen verabreicht, um zu sehen, ob ich zu ihm kommen würde. Das ist kompletter Wahnsinn. Es zeigt einen unglaublichen Mangel an Mitgefühl. Eine respektlose Missachtung für die Person, die ich bin. Das kann nicht von einem Mann kommen, der behauptet, in mich verliebt zu sein.

Zumindest nicht, wenn dieser Mann irgendjemand anderes als Jeremy Stonehart wäre.

Doch von ihm ergibt das irgendwie einen Sinn.

Vielleicht ist das *meine* größte Schwäche. Die

Fähigkeit, ständig jede Kleinigkeit zu rechtfertigen, die Jeremy tut. Bin ich immer noch wahnhaft? Ich habe keine Schwierigkeiten zuzugeben, dass mein Wunsch nach Rache sich vollkommen in Luft aufgelöst hat. Selbst nach dem Vorkommnis heute Abend. Selbst mit dem buchstäblichen Schlag ins Gesicht. Wohin könnte ich gehen, wenn ich von hier weg wollte? Die Eingangstür ist unverschlossen. Die Schlüssel zu seinen Autos sind dort, wo sie immer sind. Ich könnte mich in eines hineinsetzen und einfach davonfahren. Den ganzen Weg nach Norden nach Alaska oder nach Osten oder nach Süden in die drückend heiße Metropole Miami. Dort könnte ich in der Menschenmenge vollkommen anonym leben. Oder ich könnte mich selbst in einer verlassenen Hütte in der Mitte der großen weißen Wildnis verlieren. Ich könnte wie Christopher McCandless aus dem Film *Into the Wild* sein und mich für den Rest meines Lebens bis zu meinem letzten Atemzug von den Früchten der Erde ernähren...

Aber nein. So ein Szenario würde mir nicht gut bekommen. Das bin ich einfach nicht. Und ich bin mir sicher, egal, wo ich hingehe, egal, wie gut ich mich verstecke, Jeremy wird mich finden. Er wird mich nicht einfach gehen lassen.

Flucht ist unmöglich. Manchmal binden uns die Fesseln unserer Psychologie stärker als die kräftigsten Seile.

Aber nichts davon bedeutet, dass ich auch weiterhin eine passive Empfängerin von Jeremys Behandlung sein muss.

Eigentlich weigere ich mich. Die Spiele sind vorbei. Die Experimente sind beendet. Niemand kann mich vom Gegenteil überzeugen.

Ich wünschte mir nur, jemand könnte Jeremy überzeugen.

Wie immer bin ich auf mich selbst gestellt. Das ist eine Herausforderung. Aber ist das nicht die Art und Weise,

wie ich die Dinge schon immer haben wollte? Unabhängig zu sein und mich auf niemand anderen als mich selbst zu verlassen?

Ich bin Jeremy ähnlicher als ich dachte. Er glaubt nicht an Glück. Und *ich* glaube an Unabhängigkeit.

Sind das nicht einfach nur zwei Seiten der gleichen Medaille?

Ich gähne und drehe mich um. Auf meinem Weg werfe ich einen kurzen Blick in den Spiegel. Es ist gerade hell genug, um mein Gesicht zu sehen. Jeremy hatte Recht. Die Schwellung hat sich vollkommen zurückgebildet. Ich glaube nicht, dass morgen noch etwas zu sehen sein wird. Vielleicht wird mein rechtes Auge etwas angeschwollen sein, aber ansonsten werde ich nicht sehr mitgenommen aussehen.

Bin ich schwach, da ich Jeremys Behandlung toleriere, ohne mich zu wehren? Ich möchte am liebsten lachen. Ich?

Mich wehren? *Körperlich*? Die meisten Männer auf der Welt wären von Jeremy Stonehart eingeschüchtert. Welche Chance hätte ich dann?

Natürlich keine. Aber es ist keine körperliche Gewalt, die mich reizt. Nein, wenn ich Jeremy Stonehart tatsächlich schaden will, möchte ich das auf eine heimtückischere Weise tun.

Wenn etwas wie dieses noch einmal geschieht. Zweifellos habe ich ihn während des Abendessens provoziert. In gewisser Weise war es meine Schuld. Und er schien hinterher reumütig genug zu sein...

Was auch immer. Ich bin müde. Ich möchte schlafen gehen. Das Bett ist groß genug, sodass ich sogar so tun kann, als wäre Jeremy nicht in meiner Nähe.

Als ich die Treppe hinaufsteige und den vertrauten dunklen Flur entlanggehe, höre ich merkwürdige Geräusche aus dem Schlafzimmer. Stöhnen. Krächzen.

Halb verschluckte, kaum erkennbare Worte von einer deutlich erkennbaren Stimme: *Jeremys*.

Mein Herz beginnt, schneller zu schlagen, und ich beschleunige mein Tempo. Ich reiße die Tür auf und sehe ihn.

Er schlägt um sich, wobei seine Arme und Beine sich in dem Laken verfangen haben. »Nein. Nein. N-n-n-n-nein-n-nein«, sagt er wieder und wieder.

Ich eile an seine Seite. Seine Augen sind zugekniffen. Sein Kiefer ist verkrampft. Er schleudert seinen Körper mit ungleichmäßigen und krampfhaften Bewegungen vor und zurück. »Nein. Nein. Nein.«

Er ist in einem Albtraum gefangen. Ich habe ihn noch nie so gesehen. Sein Schweiß ist überall auf dem Laken verteilt. Feuchtigkeit hängt in der Luft wie die Überbleibsel einer Krankheit. Und immer noch schleudert er sich mit fest zusammengepresstem Kiefer hin und her.

»N-n-n-n-n-nein!«

Ist das das Stottern, das er unterdrückt hat? Das muss es sein.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich schaue ihn an, zu verängstigt, um mich einzuschalten, doch auch zu besorgt über sein Leiden, um einfach wegzuschauen. »Nein. Nein. N-n-n-n-nein!«

»Jeremy?«, sage ich leise und versuche, meine Stimme so ruhig wie möglich klingen zu lassen. Ich greife nach vorn, um seinen Arm zu berühren. »Jeremy, es ist alles in Ordnung. Ich bin hier. Ich —«

»LASS MICH IN RUHE, ROSE!«, brüllt er, schlägt meine Hand weg und schießt nach oben. Er atmet schwer und schnappt mit weit geöffneten Augen und hellwach nach Luft.

Und ich? Ich kauere nur so da, wobei mein Herz rast und seine Worte noch in meinen Ohren nachklingen.

Er schaut mich an, ohne mich zu sehen. Und dann wird er wieder zu sich selbst. Seine Atmung verlangsamt sich. Er schaut erst mich an und dann hinunter auf die verworrenen Laken, und langsam füllt sich sein Ausdruck mit Verständnis.

»Wie viel hast du gehört?«, fragt er mich.

Ich schüttle meinen Kopf. »N-nichts«, stammele ich.

Er nickt. »Ich habe dich verängstigt, oder nicht?« Seine Hände ballen sich zu Fäusten. »Es tut mir leid. Ich hätte dich vor...«, er schaut sich im Zimmer um, »...dieser Seite an mir warnen sollen.«

Langsam näherte ich mich ihm.

»Lass mich in Ruhe, Rose.« Was hätte er damit meinen können? War das einfach nur etwas, das er herausgeschrien hat, oder verbergen diese Worte eine tiefere Bedeutung?

»Hattest du immer schon Albträume?«, frage ich. Er

hebt die Decke an, und ich lege mich neben ihn. Seine Haut fühlt sich heiß und feucht an, als wäre er krank. Meine Gegenwart scheint ihn jedoch zu beruhigen. Also lasse ich mich von ihm halten.

»Sie kommen und gehen«, erklärt er mir. Obwohl seine Stimme vollkommen gleichmäßig ist, kann ich spüren, wie sein Körper neben meinem ein ganz kleines bisschen zittert. Ich habe ihn noch niemals so erschüttert gesehen.

»Wann war das letzte Mal?«

»Ehrlich? Jahre bevor ich dich getroffen habe. Ich dachte, ich hätte sie hinter mir.« Er atmet tief aus. »Es spielt keine Rolle. Es ist nun vorbei.«

»Was siehst du?«, frage ich.

»Die meiste Zeit über? Erinnerungen aus meinem vergangenen Leben. Wer ich war, bevor ich... zu mir selbst wurde. Dinge, an die ich mich nicht erinnern möchte, aber Dinge, die trotzdem immer wieder

auftauchen.«

»Du kannst mir davon erzählen«, sage ich zu ihm, und ich hoffe zu Gott, er weiß, dass ich die Wahrheit sage.

»Wenn du möchtest. Wenn es dir hilft.«

»Du bist süß.« Er küsst meine Stirn. »Aber nein, Lilly. Ich möchte dich nicht mit den Dingen belasten, die mich verfolgen.« Er beginnt, sich zu erheben. »Ich brauche eine Dusche. Und dann muss ich arbeiten... um die... schlechten Gedanken zu vertreiben.« Er klingt abgelenkt. »Ich bin mir sicher, heute Nacht werde ich keinen Schlaf mehr finden. Der Fitnessraum? Ein Training wäre schön. Irgendwo, wo ich nicht nachdenken muss. Irgendwo, wo ich vollkommen allein sein kann...«

Er hält inne und runzelt bei seinen Worten die Stirn. Hat er gerade einfach nur vor sich hingedacht? Vielleicht bin ich nicht die einzige Verrückte in diesem Haus.

Er schaut wieder zu mir. »Gute Nacht, Lilly. Bis

morgen früh.«

»Gute Nacht«, flüstere ich und sehe, wie er davongeht.

Kapitel Elf

Fass mich nicht an, Rose.

Egal, wie viel Mühe ich mir gebe, ich kann diese Worte nicht vergessen. Sie wiederholen sich immer wieder in meinem Kopf, als ich mit Jeremy zur Arbeit fahre. Ich kann an nichts anderes denken, als eine seiner Assistentinnen mich wegführt und mir mein neues Büro zeigt. Ich kann mich auf nichts anderes konzentrieren, als meine Mitarbeiter und Kollegen hineinkommen und mir die Einzelheiten meiner neuen Position erklären.

Es fühlt sich gut an, wieder unter Menschen zu sein, wenn auch etwas angstteinflößend. Ganz besonders schon so bald, nachdem ich in diesem unbekannten Zimmer in Colorado aufgewacht bin und mir die erste Erwähnung meines Gehirnschadens noch frisch im Gedächtnis ist.

Aber meine eigenen Sorgen verblassen im Vergleich zu denen, die ich mir um Jeremy mache.

Es ist kein Geheimnis mehr, dass wir zusammen sind. Alle im Gebäude wissen es. Sie haben die Bilder gesehen. Sie haben die Gerüchte gehört. Und wenn sie mich nun in einem etwas anderen Licht betrachten, da sie wissen, dass ich mit dem mächtigsten Mann in der Stadt schlafe, nun, so sei es.

Fass mich nicht an, Rose.

Diese Worte hat er laut ausgerufen, als er sich in den Fängen seines nächtlichen Albtraums befand. Er hat *mich* für Rose gehalten, als ich seinen Arm berührt habe.

Warum? Er hat gesagt, er träumt von der Vergangenheit. Von der Zeit, in der er noch in dem Schatten seines Vaters gelebt hat. Charles und Jeremy kennen sich schon seit dieser Zeit.

Könnten er und Rose die gleiche Verbindung haben?

Nach etwa der Hälfte des Tages finde ich mich neben den Fahrstühlen wieder, an genau der gleichen Stelle, an der ich mich zu dem Zeitpunkt befunden habe, an dem Hugh mich aufgesucht hat.

Hugh ist sein Vater, und er arbeitet in diesem Gebäude, denke ich. Hugh ist sein Vater, und Jeremy hat mich ausdrücklich gefragt, ob er Rose erwähnt hat, als er unangekündigt an meiner Tür in Boston aufgetaucht ist.

Da ist eine Verbindung, dessen bin ich mir sicher. Aber wie weit geht sie?

Ich denke darüber nach, Jeremy aufzusuchen, entscheide mich dann aber dagegen. Ich möchte ihn nicht bei der Arbeit stören. Und außerdem gibt es Dinge, die ich tun sollte. Zum Beispiel, mich mit allem vertraut zu machen, für das ich verantwortlich sein werde.

Ich drehe mich weg — und werde von dem Anblick

von Hugh überrascht, der dieses Mal noch sehr viel mehr wie ein durchtriebener, teuflischer Raubvogel aussieht, als er mich von einer Ecke aus beobachtet.

»Hallo, meine Liebe«, grüßt er mich. Er schreitet nach vorn und ergreift sanft aber bestimmt meinen Arm. »Die Geliebte meines Sohnes.«

Innerlich weiche ich vor seiner Berührung zurück. Ich versuche, meine Unbehaglichkeit nicht zu zeigen. Nun, da ich weiß, wer genau Hugh ist und wofür er verantwortlich ist, nachdem er Jeremys Leben von Kindheit an zerstört hat und all die Konsequenzen, die sich aus dieser Erziehung ergeben haben, möchte ich überhaupt nichts mit ihm zu tun haben.

Aber ich bin auch nicht so dumm, diese Möglichkeit ungenutzt zu lassen. Hugh könnte wertvolle Informationen für mich haben. Und es ist offensichtlich, dass er immer noch etwas von mir will, ansonsten hätte er mich an meinem ersten Tag zurück im Büro nicht aufgesucht.

»Weiß Jeremy, dass Sie mit mir sprechen?«, frage ich, wobei ich mich geschmeidig umdrehe, um es so aussehen zu lassen, dass ich die Richtung, in die er mich führt, sowieso einschlagen wollte.

»Ich bin mir fast sicher, dass es wichtigere Dinge gibt, um die er sich kümmern muss«, entgegnet Hugh. »Aber trotzdem, ja. Sie haben irgendeine Art von Neugier in ihm geweckt. Sie haben ihn dazu gebracht, sich wie ein unvernünftiger Mann zu verhalten. Und trotz all seiner Fehler ist mein Sohn noch niemals unvernünftig gewesen.«

»Gestattet er es Ihnen nun, ihn als ›Ihren Sohn‹ zu bezeichnen?«, frage ich.

Hugh zuckt mit den Schultern. »Das Geheimnis ist gelüftet. Nicht, dass es jemals eines hätte sein sollen. Es ist fast so, als würde er sich irgendwie... nun, für mich *schämen*.«

»Ooooh. Ich frage mich, warum er das tun sollte!« Ich

verberge meine Geringschätzung nicht.

Hugh schüttelt seinen Kopf. »So ein ungezogenes Gör«, sagt er halb zu sich selbst. »Unter meinem Dach wären solche Bemerkungen nicht ungestraft geblieben.«

»Unter Ihrem Dach?«, höhne ich und befreie mich aus seinem Griff, als wir sein privates Büro betreten. »Das Dach, unter dem Sie Jeremy großgezogen haben? Sehen Sie, was Ihnen das eingebracht hat! So einen *überragenden* Erfolg.«

Hugh zeigt mir ein kleines, neugieriges Lächeln. »Nicht wahr?«, grübelt er. »Mein jüngster Sohn, der größte Anteilseigner des begehrtesten Unternehmens an der Börse. Mein jüngster Sohn, der Liebling der Medien des Landes. Der schurkische Erbe eines Vermögens, das er ausgeschlagen hat, um sich seinen eigenen Platz in der Welt zu schaffen.« Sein Blick konzentriert sich auf mich und ist voll dunklem, durchtriebenem Verständnis. »Wenn Sie das keinen Erfolg nennen, *Miss Ryder*, dann weiß ich

nicht, was einer sein könnte.«

»Er hat das nicht Ihnen zu verdanken«, fauche ich mit einer verachtenswerten Stimme. »Er hat es *trotz* Ihnen getan. Er hat es getan, um sich den Teil der Welt zurückzuerobern, den Sie ihm gestohlen haben.«

»Oh. Sind die Dinge wirklich so einfach?« Hugh lehnt sich in seinem Sessel auf der anderen Seite des Tisches nach hinten. »Machen diese Unterscheidungen wirklich einen Unterschied? Welche Rolle spielt die Motivation, wenn das Resultat das gleiche ist?«

»Es spielt eine Rolle«, sage ich, weigere mich aber, ihn aufzuklären, indem ich meine Sichtweise ausführe. »Was wollen Sie, Hugh? Warum haben Sie mich hierhergebracht? Um mich noch einmal mit dem Halsband zu ängstigen?« Ich zeige ihm mit einem bösartigen Grinsen all meine Zähne. »Denn dann fürchte ich, werden Sie feststellen, dass ich unerschütterlich immun dagegen bin.«

»Nein, nein.« Er schüttelt seinen Kopf und winkt meine Vermutung mit einer herablassenden Geste ab. »Für solche Schauspiele bin ich nicht zu haben. Ich fürchte, dass der letzte unglückliche Vorfall ausschließlich Jeremys Idee war. Ich habe ihm auch davon abgeraten, wissen Sie. Ich habe ihm gesagt, es würde Ihnen nicht gefallen.«

»Was auch immer«, entgegne ich. »Sagen Sie mir, was Sie wollen, sodass ich zurück an meine Arbeit gehen kann. Ich werde nicht dafür bezahlt, mit Ihnen eine Unterhaltung zu führen.«

»Nein, Sie werden dafür bezahlt, das Bett meines Sohnes zu wärmen«, sagt er, während er in seiner Schublade herumwühlt und mich keines Blickes würdigt.

Bei dieser Anschuldigung durchfährt mich ein gewaltiger Funke von Hass. Aber ich lasse mich nicht provozieren. Ich lege sie einfach nur als eine weitere hässliche Beschwerde ab, die ich gegen den Mann vorzubringen habe.

»Es ist wirklich traurig, wie verzweifelt Sie versuchen, mir unter die Haut zu gehen«, sage ich. »Warum? Ist es Eifersucht? Sind Sie neidisch, dass ich die Gelegenheit bekomme, den Erfolg Ihres Sohnes zu teilen, während Sie dazu verdammt sind, in diesem Loch Ihre kleinen Spielchen zu treiben?« Ich schaue mich in dem dunklen Büro um. »Sie sind wirklich eine Ratte.«

Nun, soviel zum Thema, ich lasse mich nicht provozieren.

»Hier«, sagt er, als er meine Bemerkung ignoriert, aus seiner kleinen Höhle wieder auftaucht und mir einen Umschlag entgegenhält. »Sie sollten das an sich nehmen.«

»Schon wieder?«, frage ich. Der Umschlag sieht genauso aus wie der, den er vor meinem Zimmer in Boston bei sich hatte. »Ich habe schon beim ersten Mal nein gesagt. Warum sollten die Dinge sich geändert haben?«

»Nehmen Sie ihn, *Lilly!*«, sagt er. »Er ist wertvoller für

Sie, als Sie sich vorstellen können.«

Ich hebe mein Kinn an und drehe mich weg. Jeremy will nicht, dass ich irgendetwas von Hugh annehme. Ich habe nicht vor, diese Regel jetzt zu brechen.

»Es ist ein großer Fehler, mir den Rücken zuzukehren«, warnt Hugh mich leise.

Ich stutze. Die Drohung in seiner Stimme ist unverkennbar. Die Worte sind außerdem denen von Jeremy gestern Abend so ähnlich, dass sie mich an diesen angsteinflößenden Augenblick erinnern.

Aber ich werde vor Hugh nicht niederkauern. Er hat keine Macht über mich. Keinen Einfluss. Welchen Einfluss er auch immer jemals auf Jeremy gehabt hat, er ist schon lange vorbei.

Also schnelle ich herum, trotzig und sogar ärgerlich, dass er es in diesem Moment wagt, mir zu drohen.

»Warum?«, will ich wissen. »Ich habe keine Angst vor

Ihnen, Hugh. Ich verachte Sie nur. Ich weiß, was Sie Ihrem Sohn angetan haben. Ich weiß, wie Sie Ihre Frau behandelt haben. Ich weiß, was für eine Art Mann Sie sind. Sie sind verabscheuenswürdig. Sie sind weniger wert als der Dreck unter meinen Sohlen.«

»Hochmütige und erhabene Worte von jemandem, der so behütet wird«, sagt er. Er schüttelt seinen Kopf und scheint von meinem Ausbruch unberührt zu sein. »Sie wissen nicht einmal, was um Sie herum geschieht, oder? Sie sind wahrlich blind.«

Ich stelle mich aufrecht hin. »Und was genau kann ich nicht sehen, bitte schön?«

»Nun, nun, ich habe nicht das Recht, das zu sagen«, murmelt er. Er hält mir noch einmal den Umschlag entgegen. »Es ist jedoch möglich, dass sie *dieses* für einen guten Anfang halten.«

»Ich will das nicht«, erkläre ich ihm zum wiederholten

Mal. »Ich werde mich nicht von Ihrem Netz einfangen lassen. Darauf können Sie mit Ihrem Leben wetten.«

»Ah«, lächelt er. »Sehen Sie nicht, meine Liebe? Es ist nicht *mein* Leben, das auf dem Spiel steht.«

Ich habe genug. Ich drehe mich um und stolziere zur Tür. Diese Arten von Bedrohungen sollen mich nur beunruhigen. Sie sollen mich nur noch mehr verwirren.

Nun, der Einzige, der hier verwirrt ist, ist Hugh. Ich habe schon Schlimmeres erlebt. Ich habe mit seinem Sohn zu tun gehabt. Hugh kann in keiner Weise mit Jeremy mithalten. Er ist weniger direkt und hinterhältiger. Die einzige Art, wie er bekommen wird, was er will — was auch immer das sein mag — ist, wenn ich auf ihn reagiere.

Und wenn ich ihn einfach ignoriere? Nun, das wird ihm die Macht rauben. Er ist an die Regeln gebunden, die Jeremy ihm auferlegt hat. Wenn er irgendwie versucht, sich mit meiner Hilfe hinauszuschleichen, wird ihm das

nicht gelingen.

Zumindest nicht mit meiner freiwilligen Teilnahme.

»Das ist jetzt schon das zweite Mal«, sagt er leise.

»Diese liebliche Färbung, die Ihre Wange aufweist. Erzählen Sie mir davon. Hat mein Sohn Ihnen die zugefügt?«

Nein.

Ich berühre mein Gesicht. Ich habe heute Morgen tadellose Arbeit geleistet, als ich die winzige Schwellung abgedeckt habe. Hugh hatte keine Möglichkeit, durch das Make-up hindurch etwas zu erkennen.

Ich schaue über meine Schulter. Er hat seine Finger vor sich aneinander gelegt, um ein auf dem Kopf stehendes V darzustellen. Er ist der Inbegriff der Gelassenheit.

»Auf Wiedersehen, Hugh«, sage ich. »Belästigen Sie mich nicht wieder bei der Arbeit!«

»Auf Wiedersehen, süße Lilly«, sagt er. Gerade als ich

die Tür schließe, höre ich, wie er hinzufügt: »Ich glaube, wir werden uns schon sehr viel schneller wiedersehen, als Sie es erwarten.«

Während der Fahrt nach Hause erwähne ich meine Begegnung mit Hugh nicht. Jeremy, der mit einem Telefongespräch beschäftigt ist, spricht das Thema auch nicht an.

Erst als wir uns seinem Grundstück nähern, beschließe ich, etwas zu sagen.

»Dein Vater hat mich heute wieder aufgesucht«, sage ich. »Er hat erneut versucht, mir diesen Umschlag zu geben.«

»Verdammtd«, knurrt Jeremy. »Wirklich?«

»Du wusstest nichts davon?«, frage ich. »Ich dachte, du...«

»Nein, ich wusste das nicht.« Jeremy legt sein Telefon

ab und schaut mich an. »Wenn es das nächste Mal geschieht, kommst du direkt zu mir, verstanden? Es ist mir egal, ob ich mich in einer Besprechung befinde oder mit wem ich zusammen bin. Ich will nicht, dass er mit dir kommuniziert. Ich werde ihm die Regeln noch einmal erklären müssen. Es sieht so aus, als hätte deine Gegenwart bei Stonehart Industries ihn ermutigt.«

»Ermutigt, was zu tun?«, frage ich. »Jeremy, ich habe ein Recht, nach all dieser Zeit zu wissen, welche Vereinbarung genau du mit deinem Vater hast.«

»Das ist kompliziert«, sagt er beiläufig. Er steigt aus, als Simon die Tür öffnet. Ich folge ihm. »Ich möchte dich damit nicht belasten.«

»Ich bin mir sicher, ich kann damit umgehen«, sage ich trocken. »Es nicht zu wissen belastet mich mehr.«

»Ah, ja«, sagt Jeremy, »wie immer die Neugierige.« Er zieht seine Jacke aus, hängt sie auf und rollt die Ärmel

seines Hemdes nach oben. »Also gut. Es macht mir nichts aus, dir davon zu erzählen. Wo soll ich beginnen?«

»Wie wäre es, wenn du mir erzählst, warum der Mann, den du in deiner Kindheit so verachtet hast, ein Vorstandsmitglied deines Unternehmens ist?« Ich schaue Jeremy an. »Kommt dir das nicht ein bisschen merkwürdig vor?«

»Nein, es kommt mir *praktisch* vor«, betont Jeremy. »Ich verschwende kein Talent. Und man kann über Hugh sagen, was man will, aber er hat einen guten Sinn fürs Geschäft. Ich meine, ich habe meinen von irgendjemandem geerbt. Das will ich ihm nicht absprechen.«

»Aber du hast *sein* Unternehmen vor Gericht übernommen«, sage ich. »Du hast mir erzählt, das sei dein erfolgreichster Augenblick gewesen.«

»Das stimmt«, gibt Jeremy zu. »Das war der Moment, in dem ich mich ihm und meinen Brüdern zum ersten Mal

zu erkennen gab.«

»Und dann?«, frage ich. »Was ist mit ihnen geschehen?«

»Sie spielen keine Rolle«, sagt Jeremy auf eine vollkommen unzweifelhafte Weise. »Sie hatten zu viel...«, er sucht für einen Augenblick nach den richtigen Worten, »...*fehlgeleiteten* Stolz. Sie haben sich geweigert zu akzeptieren, dass ihr jüngster Bruder ihnen alles genommen hat, was sie besaßen. Sie dachten, sie könnten mit mir verhandeln, als ich ihnen die Regeln für ihre zukünftige Anstellung vorgelegt habe.« Jeremy höhnt. »Egoistische Schweine. Beide von ihnen haben feststellen müssen, wie unnachgiebig ich sein kann.« Er gibt ein lautes Lachen von sich. »Eigentlich komisch. Das war ein Charakterzug, den ich von ihnen übernommen habe.«

»Sie sind also...?«

»Vollkommen ruiniert«, sagt Jeremy. »Sie leben in

vollständiger Armut. Das Letzte, was ich gehört habe, ist, dass sich einer von ihnen irgendwo in Südamerika aufhält. Keiner von ihnen besitzt auch nur einen Pfennig.«

»Was hast du getan?«, wundere ich mich.

Jeremy zwinkert. »Ich habe beiden zu Vorstrafen verholfen.«

»Du hast sie gefälscht? Wie?«

»Manchmal vergesse ich, wie wenig du bisher von der Welt gesehen hast, in der ich lebe«, sagt Jeremy. »Geld öffnet viele Türen, Lilly. Bestechung ist nicht auf die ärmeren Länder beschränkt. Es findet genau hier in Amerika statt, auf allen Ebenen der Regierung, überall im Rechtssystem. Man muss nur wissen, wie man diskret um die Dinge bittet, die man erreichen will.«

»Ein Vorstrafenregister zu fälschen ist eines von ihnen? Schnipp mit dem Finger und es geschieht, einfach so?«

Jeremy wirft mir einen mitleidigen Blick zu. »Es ist

nicht ganz so einfach, aber im Wesentlichen? Ja.«

»Wow«, sage ich. »Du bist also wirklich ein Gauner, oder nicht? Moral und Grenzen bedeuten dir nichts.«

»Ich würde nicht sagen, sie bedeuten gar nichts.«

Jeremy legt seinen Arm auf meinen Rücken und führt mich weiter in sein Haus hinein. »Ich würde einfach sagen, dass ich sie weniger respektiere.« Ein schurkisches Lächeln. »Oder dass meine Grenzen weniger einengend sind als die der Durchschnittsperson.«

»Das kannst du laut sagen«, murmele ich.

Jeremy lacht. Ich beäuge ihn von der Seite. »Warum hast du plötzlich so gute Laune?«

»Darf ich das nicht? Ich bin gerade mit der Frau am Arm nach Hause gekommen, die ich liebe. Ich erzähle ihr Dinge, von denen ich niemals geglaubt habe, ich würde sie jemandem mitteilen können. Es fühlt sich... befreiend an, Lilly!«

Ohne Vorwarnung zieht er mich an sich heran und küsst mich leidenschaftlich.

Mein Kopf dreht sich, als er mich loslässt. Verdammt! Dieser Mann kann küssen.

»Wie ging es dann weiter?«, frage ich und lächle ihn auf eine schiefe und verliebte Weise an.

Und er hat mich erst gestern geschlagen! Verdammt, ich bin viel zu empfänglich für die körperlichen Empfindungen, die er mir verschafft.

»Dann... nichts weiter. Ich habe ihnen beiden die Gelegenheit gegeben, sich mir im übertragenen Sinn zu ergeben. Sie haben es nicht getan. Die größte Ironie besteht darin, dass Hugh mir geholfen hat, ihnen ihre Leben zu nehmen.«

Ich hasse es, wie beiläufig er von solch schrecklichen Dingen sprechen kann, aber zur gleichen Zeit kann ich den Nervenkitzel nicht leugnen, den ich spüre, wenn er es tut.

Es ist so, als wüsste ich, dass er schlecht ist, aber ich liebe ihn deswegen nur noch mehr.

Das ist lächerlich, ich weiß.

»Dein Vater hat deine Bedingungen also akzeptiert?«, frage ich. Ich erinnere mich an Hughs Andeutung heute, dass er auf seine eigene Weise stolz auf Jeremys Erfolg ist.

»Er erkannte die Zeichen der Zeit, als die Übernahme vonstatten ging. Er konnte am Ende nichts tun, um sie aufzuhalten, und ich glaube, das ließ ihn seinen Gegner widerwillig respektieren. Den Mann am anderen Ruder. Er wusste nur nicht, dass ich es war, bis die Tinte auf der Übernahmevereinbarung getrocknet war.«

»Okay, ich versuche, mir das in meinem Kopf vorzustellen«, sage ich. »Du befindest dich vor Gericht. Dein Vater sieht zum ersten Mal, dass du sein Verderben bist. Und er... akzeptiert die Situation einfach? Es gab

keinen Groll, keine Wut? Kein Gefühl des Verrats?«

»Verrat?«, überlegt Jeremy. »Niemand wurde verraten, Lilly. Getäuscht ja. Definitiv. Genau *das* hat es so aufregend und so befriedigend für mich gemacht.« Er lächelt. »Der einzige Mensch, der das Ganze nicht als ein glückliches Familientreffen angesehen hat, war wahrscheinlich der Richter.«

Ich hebe meine Augenbrauen.

Er zwinkert und fährt gut gelaunt fort. »Mein Vater war niemals ein Freund von offener Konfrontation. Nicht mit Gegnern, die stärker waren. Zuhause mit meiner Mutter?«, Jeremys Augen verdunkeln sich, und er scheint, sich in sich selbst zurückzuziehen, als er den Satz in einem gedämpften Ton beendet, »zuhause war es das vollkommene Gegenteil.«

Ich berühre seinen Arm. »Jeremy?«

Schroff schüttelt er seinen Kopf und findet wieder zu

sich selbst. »Was? Ja, richtig. Nein, Lilly. Mein Vater wusste, er war geschlagen, und hat bei der ersten Gelegenheit die Fronten gewechselt. Er war schon immer so. Hinterlistig. Er hat sich in den Schatten versteckt gehalten. Natürlich ist er intelligent. Das muss er sein. Aber er würde niemals seinen eigenen Hals riskieren.«

»Und du hast ihn einfach eingestellt? Du hast ihm geglaubt, dass er deine Autorität nicht untergraben würde?«

»Ich habe ihn eingestellt. Aber mit *Einschränkungen*, Lilly. Ich habe es dir schon einmal gesagt. Ich wollte sein Talent nicht vergeuden. Zur gleichen Zeit bestand der einzige Ort, an dem er mir nahe genug sein würde, sodass ich seine Handlungen überwachen konnte, in meinem Vorstand.«

»Du hast ihn dazu gebracht, seinen Namen zu ändern.«

Jeremy zeigt mir ein grausames Lächeln. »Ja. Genauso

wie er mich dazu gebracht hat, meinen zu ändern.«

»Doch du hast es aus eigenem Antrieb getan?«

»Das habe ich, aber ich habe es getan, weil ich mich von *ihm* abgrenzen wollte. Er war die Wurzel allen Übels. Namen sind mächtige Dinge. Welch bessere Möglichkeit gab es sicherzustellen, dass er sich immer daran erinnern würde, wer die Verantwortung trägt, als ihm das vorzuenthalten, was ihm von Geburt an gehört hat?«

»Aber was will er mit mir?«, wundere ich mich.

»Das weiß ich nicht«, gibt Jeremy zu. »Ich fürchte, dass er nur den richtigen Augenblick abgewartet hat, um eine Gelegenheit wie diese zu ergreifen.«

»Was für eine Gelegenheit?«, frage ich.

Jeremy hält inne und schaut mich an. »Dich«, sagt er. »Hugh hat gesehen, dass du mir wichtig geworden bist. Ich habe versucht, es so lange wie möglich zu verbergen. Mit dir...«, er berührt meine Wange, »...bin ich verletzlich

geworden.«

Ich verschränke meine Arme. »Wie?«, frage ich etwas skeptisch.

»Für dich würde ich ans Ende der Welt gehen, meine kostbare Lilly-Blume.« Seine Finger bewegen sich an meinem Kinn entlang. »Ich würde alles aufgeben, was ich besitze, wenn das bedeutet, ich könnte dich für immer halten. Nichts von alldem hier...«, er wirft einen kurzen Blick auf das prächtige Haus, »...bedeutet mir nur das Geringste, wenn wir nicht zusammen sind.«

Ich erinnere mich an den Vorfall gestern Abend. Und an all die anderen merkwürdigen, launischen und ungewöhnlichen Dinge, die Jeremy getan hat, seitdem er mir seine Gefühle offenbart hat. »Manchmal hast du eine ungewöhnliche Art, das zu zeigen«, murmele ich mit einem Hauch von Traurigkeit.

»Beziehst du dich auf die Simulation der virtuellen

Realität? Dafür habe ich mich bereits entschuldigt. Aber weißt du was? Lass es mich erklären! Ich befinde mich in einer nachsichtigen Stimmung.«

Er atmet tief ein. »Der Grund, warum ich das getan habe, Lilly, hatte mit Hugh zu tun. Vielleicht war es... falsch. Aber ich habe ihn einbezogen. Ich habe ihm eine Kopie des Halsbandes gegeben, nur um zu versuchen, ihn davon zu überzeugen, wie wenig du mir bedeutest. Er wusste bis zu dem Zeitpunkt nicht, wer du bist — und er kannte deine Verbindung zu uns beiden und unseren Familien nicht. Er hatte dich nur das eine Mal gesehen, als ich dich mit in die Vorstandssitzung genommen habe. Und als du einige Monate später bei Stonehart Industries aufgetaucht bist? Nun, jeder in seiner Position konnte eins und eins zusammenzählen.

Das meinte ich damit, als ich gesagt habe, ich habe versucht, dich zu beschützen. Ich habe keinen Zweifel daran, dass Hugh einen Groll gegen mich hegt. Er hatte

bisher nur nie die Gelegenheit, ihn auszuleben. Leider hast du diese Tür für ihn geöffnet.

In dem Moment habe ich ihm erzählt, wer du bist. In dem Moment habe ich ihm — zumindest teilweise — von deiner Zeit an der Säule, deiner Assoziation mit dem Halsband und deiner Beziehung zu unserer Familie erzählt. Was er am Flughafen von Boston angedeutet hat, war eindeutig falsch. Er war nicht von Anfang an eingeweiht. In keiner Weise. Aber als er es später herausgefunden hat, hat er versucht, sich einen Vorteil zu verschaffen.

Ich weiß also nicht, was er vorhat, Lilly. Ich vermute, es hat etwas damit zu tun, dass er einen Keil zwischen uns treiben will. Das ist der Grund, warum ich dir gesagt habe, du sollst in seiner Gegenwart auf der Hut sein. Und das ist auch der Grund, warum ich sehr froh darüber bin, dass du sein Angebot nicht angenommen hast.«

Jeremy schaut den Flur hinunter zum Kellereingang. »Und das ist die ganze Wahrheit«, erklärt er mir. »Ich habe

nichts ausgelassen.« Er beäugt mich noch einmal. Ich erkenne ein schelmisches Funkeln in seinen Augen. »Was hältst du von Wasser?«, fragt er mich. »Wir waren schon lange nicht mehr schwimmen.«

Wir ficken unter Wasser im Schwimmbecken. Wir ficken inmitten der heißen Strahlen im Whirlpool. Wir ficken in der Sauna, während ich flach auf dem sengenden Holz liege und Jeremy seine Hüfte unbarmherzig in mich hineinrammt, während ich vor Vergnügen aufschreie.

Er ergreift meinen Nacken. Er würgt mich. Er zieht an meinem Haar.

Und ich winde mich wie eine Verrückte unter all der Leidenschaft, die das in mir weckt.

Er verzehrt mich. Er übernimmt die vollkommene Kontrolle. Es gibt keinen Notschalter, ich kann nicht erraten, was er als nächstes mit mir tun wird, und genau

das macht den Sex so aufregend.

Er ist ein Meister darin geworden, meinen Körper zu kontrollieren. Wenn ich auf diese Weise mit ihm zusammen bin, habe ich nicht einmal mehr die Möglichkeit zu denken. Oder zu zweifeln. Oder zu raten. Ich kann nur *fühlen* und mich von Jeremy durch all die Strömungen und Stauungen dieses überwältigenden Flusses leiten lassen.

Wir beide folgen nur unseren ursprünglichsten Instinkten. Wir kehren zu unseren niedersten Bedürfnissen zurück. Das Sehnen nach Unterwerfung, die Leichtigkeit, mit der ich in diese Denkweise hineinrutsche, wenn Jeremy mich während dem Sex kontrolliert, ängstigt mich nicht mehr. Ich akzeptiere es als einen Teil der unerklärlichen Aura, die diesen Mann umgibt.

Die Aura, die Faszination, der Reiz. Jeremys Körper macht mich betrunken. Ich liebe die Art, wie seine Lippen überall auf meiner Haut sengende Spuren hinterlassen. Ich liebe den Schmerz, den ich jedes Mal empfinde, wenn

seine Zähne sich in meinen Brustwarzen verbeißen oder wenn er mit zu viel Gewalt und zu vielen Aggressionen seine Finger in mich hineinstößt. Ich liebe es, da ich weiß, dass er sich nicht zurückhält. Ich bin das Wesen, das diese Leidenschaft in ihm erweckt.

Und er ist derjenige, der diese Leidenschaft in mir erweckt.

Ich fühle mich lebendiger, wenn ich auf diese Weise gefickt werde, erbarmungslos und ohne Hemmungen, als zu jedem anderen Zeitpunkt in meinem Leben. Mir wird klar, dass dies mehr oder weniger genau die gleiche Art ist, mit der Jeremy mich gefickt hat, als ich unter den Fesseln von sowohl dem Halsband als auch dem Vertrag in der Dunkelheit festgehalten wurde. Die Tatsache, dass ich nun eine freie Frau bin, ist eine geistige Veränderung, die gerade subtil genug ist, um genau die gleichen körperlichen Empfindungen von abstoßend in erregend zu verwandeln.

Ich trenne das Körperliche nicht mehr vom Geistigen.

Sie sind ein und dasselbe. Ich bin vollständig anwesend im Hier und Jetzt mit Jeremy, während er mich auf die gleiche Weise behandelt, wie er es getan hat, als er noch Stonehart war. Aber nun, da ich mehr über diesen Mann weiß... da ich einen kurzen Blick auf seine Verletzlichkeit und seine Kindheit und seine Vergangenheit geworfen habe... macht es all das so viel akzeptabler.

Akzeptabel? Vergiss das! Dies ist erregend, kräftigend, spannend, begeisternd. Es ist aufregend. Es ist mitreißend. Es ist völlig einnehmend und vollkommen verrückt. Es ist der perfekte Sturm. Es ist, als würde man mitten in einem Orkan aufs Meer hinausrudern und sein Leben riskieren und dann durch Zufall die prächtigste und zerstörerischste Welle erwischen, die einen sicher zurück ans Ufer bringt.

Jeremy ist diese Welle. Ich bin sein Kompass. Aber ich bin ebenfalls ein bisschen wie ein Ast, der hoffnungslos im wirbelnden Wasser gefangen ist. Machtlos, die Dinge

zu ändern. Machtlos, es überhaupt zu versuchen.

Die Art von Kontrolle aufzugeben, die mich dazu in die Lage versetzt? Das ist die beste Erfahrung von allen.

Kapitel Zwölf

Hughs Prophezeiung erfüllt sich eine Woche später.

Eigentlich habe ich sie — und ihn — inzwischen vollkommen vergessen. Er hat mich bei der Arbeit nicht mehr belästigt. Meine Zeit im Büro habe ich vorwiegend damit verbracht, mich mit einer nicht enden wollenden Liste von Dingen zu beschäftigen. Ich musste alles über meinen neuen Verantwortungsbereich lernen.

Natürlich hat Jeremy mir während dieser Zeit einige überraschende und sehr... dezente... Besuche abgestattet.

Aber am Freitag, gerade nachdem ich etwas über eine Woche gearbeitet habe, macht Jeremy eine unerwartete Ankündigung.

Nachdem wir den Großteil der Woche in Jeremys Wohnung in der Innenstadt verbracht haben, machen wir

uns auf den Weg zurück zu seinem Haus an der Küste. Ich freue mich darauf, wieder das Gefühl zu bekommen, mich im Wald verlaufen zu haben, wenn ich auf dem Grundstück umherwandere. Es scheint eine Ewigkeit her zu sein, dass ich das getan habe. Ich möchte mich in den tranceartigen Zustand versetzen, den das immer mit sich bringt.

Jeremys Stimme reißt mich jedoch aus meinen angenehmen Gedanken, sodass ich plötzlich Angst verspüre.

»Hugh kommt heute zum Abendessen«, sagt er. »Ich möchte, dass du dein rotes Kleid trägst. Es wird für diese Gelegenheit angemessen sein.«

Etwa tausend verrückte Gedanken gehen mir durch den Kopf. Hugh kommt hierher? Warum? Jeremy möchte, dass ich mich für ihn hübsch anziehe? Noch einmal — warum?

Und eher unabsichtlich werde ich an das letzte Mal erinnert, als wir eine Zusammenkunft im Haus hatten.

Ich kann die negativen Assoziationen nicht unterdrücken, die in mir aufkommen. Jeremy hat mir Drogen gegeben und mich dazu gebracht zu glauben, ich würde den Verstand verlieren. Und obwohl er sich seitdem — seit der folgenden Nacht, als er mich geohrfeigt hat — vollkommen perfekt verhalten hat, beunruhigt diese plötzliche Ankündigung mich.

Wir halten vor der Eingangstür an, bevor ich die Gelegenheit bekomme, etwas zu sagen.

»Nun beeil dich!«, fordert Jeremy. »Du hast nur etwa eineinhalb Stunden Zeit, um dich fertig zu machen. Es ist von höchster Wichtigkeit, dass du heute Abend makellos aussiehst. Ich werde dich in Ruhe lassen.«

Wie versprochen geht Jeremy in die andere Richtung in sein Büro. Ich finde mich allein wieder und spüre eine nervöse Vorahnung.

Okay, sage ich zu mir selbst, als ich die Stufen zu

Jeremys Schlafzimmer und unserem nun gemeinsamen Kleiderschrank hinaufsteige. *Es gibt einen Grund, warum Jeremy seinen Vater zum Abendessen eingeladen hat. Er würde es nicht nur »einfach so« tun.*

Was könnte dieser Grund sein? Ich habe keine Ahnung.

Ich dusche schnell und bin froh darüber, meine einengende Bürokleidung ausziehen zu können. Ich trockne mein Haar und lege wie gewöhnlich nur einen Hauch von Make-up auf.

Ich schaue mir mein Spiegelbild an. Ich sehe... nicht umwerfend aus. Aber auch nicht wirklich schlecht. Definitiv besser als vorzeigbar, aber in keinster Weise *makellos*. Es ist nicht das, worum Jeremy gebeten hat.

Ich kann es nicht ändern. Lange Arbeitszeiten während des Tages zusammen mit Jeremys unersättlichem Appetit während der Nacht haben einen Lebensstil geschaffen, der für Schlaf nicht unbedingt förderlich ist. Meine Augen sind

leicht gerötet — nun, dagegen gibt es Augentropfen. Die Verfärbungen darunter? Nichts, was etwas mehr Rouge nicht verbergen könnte.

Und damit verbringe ich sehr viel mehr Zeit als ursprünglich geplant damit, mein Spiegelbild zu betrachten, nach Schönheitsfehlern zu suchen und mein Bestes zu tun, um sie weniger deutlich erkennen zu lassen.

Jeremys Worte enthielten die Andeutung einer Warnung: *Es ist von höchster Wichtigkeit, dass du heute Abend makellos aussiehst.*

Ich weiß nicht, was er vorhat. Aber ich möchte ihn ganz sicher nicht enttäuschen.

Könnte dies auf seine Besessenheit zurückzuführen sein, den Schein zu wahren? Welches Bild von unserem Leben hat er Hugh geschildert?

Doch die Art und Weise, wie er mich damit überrascht hat, beunruhigt mich mehr als alles andere. »Oh, hey,

Lilly, wir essen in etwas über einer Stunde mit dem Mann zu Abend, den ich während meiner Kindheit verachtet habe und der wahrscheinlich eine Gefahr für dich darstellt. Beeile dich jetzt, und versuche, dich davon nicht beeinflussen zu lassen!«

Ich seufzte. Jeremy hat mir absichtlich bis zur letzten Minute nichts davon erzählt. Will er mich aus dem Gleichgewicht bringen? Warum?

Makellos, wiederhole ich immer wieder in meinem Kopf. Makellos, makellos, makellos.

Ich bin mir nicht sicher, ob ich das jemals erreichen werde. Und er sei verdammt dafür, dass er mir vorschreibt, ich solle es sein! Es ist ein Ziel, dass niemand erreichen kann. Ich überzeuge mich schließlich davon, dass es mir immer weiter entfernt vorkommen wird, je mehr ich mich darauf versteife.

Nachdem ich mich also mehr als eine Stunde lang im

Badezimmer eingeschlossen habe, trete ich nun daraus hervor und merke, dass mir weniger als eine halbe Stunde bleibt, um mir ein Kleid auszusuchen.

»Das rote«, hat er gesagt. Ich schaue mir vorsichtig die Reihen voller Stoff vor mir an. Dort hängen Dutzende von roten Kleidern. Welches hat er gemeint?

Ich gehe aus dem Zimmer und lehne mich über die Brüstung. »Jeremy?«, rufe ich aus. »Jeremy, ich brauche deine Hilfe!«

Ich höre seine Schritte und dann ein lautes Rufen: »Was ist los?«

»Welches Kleid soll ich anziehen?«

»Machst du Witze? Deswegen hast du mich gerufen?« Er tritt in den Flur hinaus und schaut zu mir hoch. *Er* hat sich bereits umgezogen und trägt nun einen frischen, beigefarbenen Seidenanzug, der gut zu dem wärmeren Frühlingswetter passt. »Du bist nicht gerade erst aus der

Dusche gekommen, oder?« Er klingt misstrauisch.

Ich rolle mit den Augen, ärgere mich und drehe mich weg. Manchmal kann er unmöglich sein!

»Lilly!«, ruft er nach mir.

Ich halte an, schaue mich aber nicht um. »Ja?«

Er atmet hörbar aus, und ich kann buchstäblich sehen, wie er voller Verzweiflung die Brücke seiner Nase reibt, als er sagt: »Ich bin mir sicher, du wirst das richtige Kleid wählen, welches auch immer das sein mag.«

Nun, vielen Dank für dein Vertrauen.

»Dessen bin ich mir auch sicher«, sage ich mit einem zickigen Unterton. »Immerhin warst du derjenige, der jeden Einkauf abgesegnet hat.«

Und damit gehe ich zurück ins Schlafzimmer.

»Dickköpfiger, hochnäsiger Mann«, murmele ich in mich hinein, als ich auf meiner Suche nach dem mythischen, »perfekten« Kleid die Bügel hin und her

schiebe. »Nein. Nein. Falsch. Falsch...«

Und damit erreiche ich das Ende der ersten Kleiderstange und dann der nächsten. Ich weiß, dass ich meinen Frust nur an dieser Suche auslasse. Genau genommen geht es eigentlich gar nicht um das Kleid oder um die Art und Weise, wie Jeremy mich über unsere Gesellschaft heute Abend informiert hat. Es geht vielmehr darum, dass ich mich mehr und mehr über meine eigene Reaktion auf alles heute Abend ärgere. Es ist ein teuflischer Kreislauf. Ich weiß nicht, was Jeremy beabsichtigt. Das heizt meine Unsicherheit an, was wiederum meinen Frust über mich selbst vergrößert, weshalb ich mich unsicher fühle, und so weiter und so fort.

Ich messe diesem Abendessen wahrscheinlich eine viel zu große Bedeutung bei. Doch dann ist es *Hugh*, der vorbeikommt. Jeremys Vater. Und obwohl diese Situation nichts mit dem üblichen »triff die Eltern«-Nervenkitzel zu

tun hat, ist sie trotzdem sehr beunruhigend.

Ich bin wahrscheinlich ängstlich und auf der Hut wegen all dem, was Jeremy mir über Hugh erzählt hat. Dass er eine gewisse Gefahr für mich darstellt. Dass er gern ungesesehen im Hintergrund tätig wird und der Gefahr aus dem Weg geht. Die Tatsache, dass *er*, soweit ich weiß, dafür verantwortlich war, dass Jeremys Mutter ihr Gehör verloren hat. Ich stelle hier eine ziemlich große Vermutung an, aber was würde sonst einen Sinn ergeben? Ich weiß, dass er seine Frau geschlagen hat.

Das könnte die Wurzel meines Unbehagens sein. Heute esse ich in der Gesellschaft von zwei sehr unberechenbaren, sehr zerstörerischen Männern zu Abend. Selbst wenn ich spüre, dass Jeremy auf meiner Seite ist, hat er immer noch den offensichtlichen Hang zur Gewalttätigkeit, den ich niemals vergessen kann.

Ich schaue auf die Uhr. Noch fünfzehn Minuten. »Egal«, murmele ich und greife nach dem nächstbesten roten

Kleid, das ich sehe. Zum mindesten muss ich mir keine Gedanken darüber machen, ob es passt.

Zehn Minuten später um fast Punkt sieben Uhr gleite ich mit dem Auftreten eines Menschen, der vollkommen beherrscht und selbstsicher ist, die Stufen hinunter.

In Wirklichkeit bin ich nichts dergleichen.

Jeremy wartet am Fuß der Treppe auf mich. »Fünf Minuten zu früh«, sagt er. »Beeindruckend. Ich habe die Erfahrung gemacht, wenn man einer Frau neunzig Minuten gibt, um sich fertig zu machen, nutzt sie die Zeit bis zur letzten Sekunde aus.«

»Vielleicht trifft diese Beschreibung nicht auf alle Angehörigen des weiblichen Geschlechts zu«, antworte ich süßlich. »Vielleicht ist das eher der Beweis für deine schlechte Partnerwahl in der Vergangenheit.«

Er lacht. »Du siehst allerdings umwerfend aus, Lilly. Ich bin beeindruckt.«

»Nun, danke, Jeremy.« Ich mache einen kleinen, scherzenden Knicks. »Du siehst selbst auch recht annehmbar aus.«

»Ich bemühe mich sehr, nun, da ich mit dir mithalten muss.«

Ich beäuge ihn von der Seite. Er lacht erneut.

»Wie sieht der Plan für heute Abend aus?«, frage ich.
»Warum hast du deinen Vater hierher eingeladen?«

»Ach das?« Jeremys Augen glitzern voller Übermut... oder vielleicht wegen etwas, das ein kleines bisschen dunkler und perverser ist. »*Dafür* wirst du warten müssen, um es selbst herauszufinden.« Er schaut auf seine Uhr.
»Aber keine Sorge, es dauert nicht mehr lange.«

Wir betreten zusammen das Esszimmer. Jeremy löst sich von mir und nimmt seinen gewohnten Platz ein. Ich setze mich auf meinen Stuhl ihm gegenüber.

Der Tisch wurde für vier gedeckt.

Ich schaue Jeremy an. »Ich dachte, es käme nur Hugh.«

»Ich habe Rose ebenfalls eingeladen.« Jeremy hebt ein Glas Eiswasser an und nimmt einen Schluck. »Ich hoffe, es macht dir nichts aus.«

»Ich — nein«, stottere ich. »Warum sollte mir das etwas ausmachen?« Ich erinnere mich an das, was Jeremy während seines nächtlichen Albtraums herausgeschrien hat. Ich setze mich aufrecht hin. Vielleicht werde ich endlich einige Antworten bekommen. »Eigentlich halte ich das für eine sehr gute Idee.«

»Wirklich?«, wundert sich Jeremy. Er lehnt sich in meine Richtung. »Warum?«

Ich zucke mit den Schultern und denke mir schnell etwas aus. »Wir drei haben keine Gelegenheit mehr gehabt, uns zusammen in einem Raum aufzuhalten, seit — Jesus — seit dem Weihnachtsessen, nachdem du mich aus der Dunkelheit befreit hast.«

»Hm.« Jeremy scheint mit meiner Erklärung zufrieden zu sein. »Denk daran, Hugh wird auch hier sein.«

Schritte kündigen das Eintreffen einer dritten Person an. Ich schaue hoch und sehe Rose. Sie ist tadellos gekleidet. Ich habe sie noch nie so gesehen. Sie trägt ein knielanges lavendelfarbenes Kleid mit Spitzenbesatz an den Ärmeln, und ihr Haar ist offen. Silberne Wellen winden sich an ihrem Hals. Ich sehe eine wunderschöne Kette und zwei umwerfende Diamantohrringe.

Was zum Teufel ist hier los?

»Mr. Stonehart«, sagt sie und lächelt Jeremy an. »Miss Ryder.«

»Rose.« Jeremy macht eine ausladende Geste, um sie zu begrüßen. »Bitte, wollen Sie sich nicht setzen?«

»Es wird mir ein Vergnügen sein«, sagt sie. »Danke, dass Sie mich heute Abend eingeladen haben.« Sie wirft einen kurzen Blick in meine Richtung und überrascht mich

mit einem Augenzwinkern. »Obwohl ich sagen muss, dass ich mir in diesen Kleidern ein wenig lächerlich vorkomme.«

»Unsinn«, lächelt Jeremy. »Sie sehen sowohl elegant als auch kultiviert aus, genauso wie sie es verdienen. Das weckt Erinnerungen an alte Zeiten, oder nicht?«

Rose rutscht bei dieser Frage unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her.

Ich beschließe, mir ihre Reaktion zu merken.

Sie räuspert sich. »Also«, sagt sie, »für wen ist das vierte Gedeck? Sie haben nicht auch Charles eingeladen, um mich zu überraschen, oder?«

»Nein, nein.« Jeremy lacht fast. »Ich habe eine sehr viel raffiniertere Überraschung geplant. Obwohl es Charles freisteht, uns im Laufe des Abends Gesellschaft zu leisten, wenn er das möchte.

Irgendwie habe ich jedoch den Eindruck«, fügt Jeremy

nach einem nachdenklichen Augenblick hinzu, »dass er es vorziehen wird, sich dieses Mal im Hintergrund zu halten.«

Ich wechsle einen Blick mit Rose und sehe das Unbehagen auf ihrem Gesicht.

Weiβ sie nicht, dass Jeremy seinen Vater eingeladen hat? Warum nicht? Soll ich es ihr sagen?

Ich habe jedoch das Gefühl, dass dieser Abend Schwingungen enthält, von denen ich ganz und gar nichts verstehe. Gefährliche Schwingungen. Schwingungen, die mich ängstigen.

Ich entscheide mich für ein geschickteres Vorgehen.

»Jeremy«, sage ich süßlich, »würde es dir etwas ausmachen, mir zu erklären, warum du Rose eingeladen hast, uns heute Abend Gesellschaft zu leisten?« Ich lächle sie an. »Selbstverständlich habe ich nichts dagegen einzuwenden.«

»Nun, nun«, sagt Jeremy, »ist es so überraschend, dass ich einen Abend dafür widme, Zeit mit den zwei Frauen zu verbringen, die mich am besten kennen?«

»Und Hugh?«, frage ich.

Rose reagiert auf den Namen nicht. Und dann wird mir klar, wenn sie Jeremys Vater überhaupt kennt, wird sie ihn unter seinem richtigen Namen kennen! Ich zerbreche mir den Kopf, kann mich aber beim besten Willen nicht an ihn erinnern.

»Hugh wird der... Ehrengast sein«, sagt Jeremy. Er schaut Rose an. »Aber nun hat Lilly die Überraschung verdorben.«

Es klingelt an der Tür. »Ah«, sagt Jeremy, »das vierte Mitglied unserer Gesellschaft ist eingetroffen.« Er steht auf und geht zur Tür. »Entschuldigt mich einen Augenblick, während ich ihn hereinführe.«

Sobald Jeremy sich außer Hörweite befindet, lehne ich

mich zu Rose und flüstere: »Hey! Wissen Sie, was hier vor sich geht?«

Sie atmet ein, schließt ihre Augen und atmet langsam wieder aus. Ihre Hände halten sich krampfhaft an der Tischkante fest. »Meine Liebe«, sagt sie schließlich, »ich habe nicht die leiseste Ahnung.«

»Mir gefällt das nicht«, sage ich. »Wann hat Jeremy Ihnen von diesem Abendessen erzählt?«

»Vor weniger als einer Stunde«, antwortet Rose. »Er hat mich angerufen und mir gesagt, ich solle mein bestes Kleid anziehen. Das Kleid, das er mir vor einigen Jahren für eine passende Gelegenheit gegeben hat.«

»Ist es das hier?«, wundere ich mich gedankenverloren. Ein weiterer Schauer läuft mir den Rücken herunter. Ich habe das Gefühl, dass Rose und ich Figuren in einem geheimnisvollen Schachspiel sind, das Jeremy für heute Abend arrangiert hat. »Er hat mich auch im letzten Moment

damit überrascht. Rose, Sie wissen, wer Hugh ist, oder nicht? Er ist Jeremys Va —«

Ich stutze. Genau in dem Moment fällt Rose die Kinnlade herunter. Sie wird leichenblass, als sie hinter mich starrt.

Ich wirbele in meinem Stuhl herum, um zu sehen, was sie erblickt hat.

Und dort betreten Jeremy und sein Vater das Esszimmer.

Die beiden Männer könnten nicht verschiedener aussehen. Wenn ich nicht wüsste, dass es wahr ist, hätte ich mir niemals vorstellen können, dass sie verwandt sind.

Jeremy ist groß und erhaben. Er stolziert selbstsicher einher und macht bei jedem Schritt einen eingebildeten und arroganten Eindruck. Sein Kopf ist aufrecht, seine Schultern nach hinten gestreckt, und sein beeindruckender Körper wird von den frischen Linien seiner hellen Jacke

und der dazu passenden Hose hervorgehoben.

Und dann ist da Hugh. Er trägt einen alten, braunen Mantel. Die Krempe seines Hutes sitzt tief über seinen Augen. Neben Jeremy sieht er fast wie ein halber Mann aus — nicht nur wegen des auffälligen Größenunterschiedes. Irgendwie lässt es ihn eingefallen und klein erscheinen, wie er dort neben Jeremy steht und man beide vergleichen kann. Seine Kleider scheinen zu groß zu sein. Es ist nichts von der arroganten Selbstsicherheit zu erkennen, die er auf dem Flughafen in Boston oder während der wenigen Male, die er mit mir allein gewesen ist, zur Schau gestellt hat. Eigentlich sieht er... zusammengekauert aus.

Was hat Jeremy ihm angetan?

Diese Frage geht in der folgenden Unruhe unter.

»Blackthorne«, haucht Rose. Es klingt sowohl wie ein Seufzer als auch wie ein Gebet.

In dem Moment schaut Hugh nach oben und sieht Rose. Ein großartiger Ausdruck von Schock und Ungläubigkeit breitet sich auf seinem Gesicht aus.

Jeremy grinst breit neben ihm.

Hugh beginnt zu laufen. Rose erhebt sich ebenso schnell und eilt auf ihn zu. Sie treffen sich in der Mitte direkt hinter mir und umarmen sich wie alte Geliebte.

»Blackthorne«, murmelt Rose wieder und wieder und wieder. Sie berührt sein Gesicht, als hätte sie Angst, er sei eine Erscheinung, die jeden Augenblick wieder verschwinden könnte.

Und Hugh sieht sie genauso zärtlich, genauso sanft an. Für einen beunruhigenden Augenblick habe ich den Eindruck, die beiden werden sich gleich küssen...

Der Augenblick wird von einem lauten Knall unterbrochen, als Porzellan auf dem Boden zerschellt.

Ich drehe mich in Richtung des Lärms. Dort steht

Charles im Eingang zur Küche und sieht trotz all seiner Güte und Liebenswürdigkeit wie der Sensenmann aus der Hölle aus. Das große Silbertablett, das er zum Tisch bringen wollte, liegt zusammen mit all den dampfenden Speisen auf dem Boden.

Sein Mund verzieht sich zu einem Ausdruck der vollkommenen Wut. Und mit einem wortlosen Fauchen wirft er sich auf Hugh.

Ich schreie, als Charles mit Hugh zusammenprallt und ihn auf den Boden wirft. Rose wird zur Seite gestoßen.

Jeremy beginnt zu lachen.

Ich habe noch nie in meinem Leben so viel Wut gesehen. Das hätte ich niemals von Charles gedacht. Doch obwohl er jünger und größer ist als sein Gegner, macht Hugh es ihm nicht leicht. Sie kämpfen auf dem Boden, rollen von einer Seite zur anderen und sind in eine beängstigende Schlacht verwickelt.

Roses Kreischen hallt durch den Raum.

All das geschieht im Bruchteil einer Sekunde. Noch bevor mein Schock begonnen hat, sich zu legen, springe ich von meinem Stuhl auf, um die beiden Männer zu trennen.

»Lilly, nein!«, befiehlt Jeremy. Er stellt sich mir in den Weg. Ich wehre mich gegen seinen Griff. Ich muss helfen. Rose hat nicht die Stärke, diesen Kampf zu beenden. Ich muss sie aufhalten, bevor sie sich gegenseitig umbringen.

Ich kann mich loswinden, ducke mich unter Jeremys Arm hindurch und laufe auf den Kampf zu. Ich erreiche die Männer und lege meine Arme um Charles herum, um Rose zu helfen, ihn von Hugh loszureißen, als Jeremys Hand meinen Arm ergreift.

»Ich habe nein gesagt!«, brüllt er und reißt mich ohne bemerkenswerte Mühe weg.

Ich stolpere und falle. Roses hysterische Schreie

erfüllen den Raum und vermischen sich mit dem Stöhnen und den Flüchen des Kampfes. Ich werfe Jeremy einen bösen Blick zu, der nun erbost, zornig und voller Wut über mir ragt. Er dreht seinem Vater und Charles den Rücken zu. All seine Aufmerksamkeit ist auf mich gerichtet.

Adrenalin strömt durch meine Adern. Ich denke nicht einmal über das nach, was ich als nächstes tue. Ich handle aus reinem Instinkt.

Ich springe hoch, ignoriere Jeremy vollkommen und laufe noch einmal auf den Kampf zu.

Dieses Mal bekomme ich nicht einmal eine Warnung. Jeremys kräftiger Schlag überrumpelt mich vollkommen.

Ich sinke auf dem Boden in mich zusammen. Schmerz beginnt, mir die Sicht zu nehmen.

»Siehst du, wozu du mich bringst?«, brüllt er. »Siehst du das, Lilly? Tust du das? Tust du das?«

Ich schreie auf, als er seine Faust in meinem Haar

vergräbt und mich nach oben reißt. »Steh auf!«, ruft er.

Ich wehre mich gegen ihn, schreie auf und versuche, mich aus seinem Griff zu lösen.

Er dreht meinen Kopf in Richtung des Kampfes. »Schau dir das an!«, faucht er. Ein scharfer Schmerz strahlt von seinem Griff meinen Hals hinab aus. »Schau dir an, was mit den Menschen geschieht, die mich nicht respektieren!«

Im Esszimmer herrscht der vollkommene Wahnsinn. Zerbrochenes Geschirr fällt auf den Boden. Rose hört nicht auf zu schreien und versucht, die beiden voneinander zu trennen. Jeremy hält mich noch fester. Charles und Hugh prügeln sich auf dem Boden. Ich hätte niemals erwartet, dass Hugh solche Kräfte entwickeln könnte. Aber der Mann ist stärker als er scheint.

Plötzlich wird Rose von einem Ellbogen an der Nase getroffen. Sie gibt den schrecklichsten Schmerzschrei von sich, den ich jemals gehört habe, und bricht zusammen.

»Nein!«, rufe ich. Blut läuft ihr Gesicht hinunter und durch ihre Finger hindurch, als sie ihr Gesicht in ihren Händen wiegt. Jeremy ist genauso überrascht wie ich und entspannt seinen Griff ein wenig.

Das genügt. Ich drehe meinen Kopf nach hinten und presse meine Zähne so fest ich kann in sein Fleisch. Überrascht schreit er auf und lässt mich los. Ich laufe zu Rose.

Ich lege nicht einmal ein Viertel des Weges zurück, bevor Jeremy meinen Arm ergreift. Voller Zorn wirbele ich herum, balle meine Hand zu einer Faust und ziele auf sein Gesicht.

Er sieht das kommen. Und bevor mein Schlag ihn trifft, wirft er mich gegen die Wand.

Meine Schulter prallt heftig mit ihr zusammen. Irgendwo in meinem Arm kann ich ein Knacken hören und spüren. Es wird von dem übelsten Schmerz begleitet, den

ich jemals empfunden habe. Und das Geräusch? Das Geräusch ist das Schlimmste. Es hört sich an, als würde ein Ast zerbrechen, nur, dass es aus meinem Innersten kommt.

Und in dem Moment weiß ich, dass Jeremy mir den Arm gebrochen hat.

Der Schmerz? Der Wahnsinn? Die Angst? Das ist zu viel. Das Letzte, was ich sehe, bevor meine Augen sich verdrehen, ist Jeremy Stonehart, der wie ein Löwe auf seine verwundete Beute zu schleicht.

Ich verliere das Bewusstsein.

Kapitel Dreizehn

Als ich wieder zu mir komme, gibt es keinen einzigen Teil meines Körpers, der nicht wehtut. Mein Arm ist am schlimmsten.

Der Schmerz erinnert mich umgehend an den Irrsinn im Esszimmer.

Ich schließe meine Augen und wünsche mir fast die Erlösung durch den Tod und damit eine Flucht aus diesem Albtraum.

Jeremy? Der ist für mich gestorben. Es gibt keinen Jeremy mehr. Es gibt nur noch Stonehart.

Genauso hätte es schon immer sein sollen. Ich war ein Narr, etwas anderes zu glauben.

Ich hasse ihn. Mit jeder einzelnen Faser meines Körpers hasse ich Jeremy Stonehart. Das steht nun

eindeutig fest. Es gibt keine verschwimmenden Grenzen und keinen philosophischen Übergang von Hass in Liebe mehr. Niemals wieder werde ich so schwach sein, etwas anderes zu glauben. Niemals wieder werde ich mir wünschen, dass die Dinge anders wären.

Und selbst wenn sich nur der kleinste *Hauch* von Liebe in mein Bewusstsein einschleicht, werde ich mich davor verbarrikadieren. Ich werde ihn verdrängen. Ich werde ihn verleugnen. Ich werde ihn mit der gesamten Willensstärke bekämpfen, die ich besitze.

Ich kann einen Mann nicht lieben, der mich so behandelt. Ich kann mich nicht in einen egoistischen Wahnsinnigen verlieben.

Ich schaue mich im Zimmer um. Wo bin ich? Dieses sieht wie jedes andere Zimmer im ersten Stock von Jeremys Haus aus. Aber die Möbel und die Anordnung? Beide unterscheiden sich etwas. Es kommt mir unbekannt vor.

Es ist fast so, als wäre ich noch nie zuvor hier gewesen. Oder ich bin schon hier gewesen, doch habe es nur vergessen. Dieses Zimmer — nur dieses besondere und kein anderes — hat etwas an sich, dass mir ein ungutes Gefühl gibt.

Natürlich könnte all das mit meinem momentanen körperlichen Zustand zu tun haben.

Ich drücke mich nach oben und beiße bei dem Schmerz die Zähne zusammen. Ich schaue nach unten. Mein linker Arm befindet sich in einem Gips. Zur Unterstützung trage ich außerdem eine Halsschlinge.

Ich rolle mit einer Schulter und finde die Quelle meines Unbehagens. Die Schlinge hat einen Druck auf meinen Nacken ausgeübt, der mich an das Halsband erinnert hat. Vielleicht fürchte ich mich unbewusst davor am meisten: nicht Jeremys Verwandlung in Stonehart, sondern die Rückkehr des Halsbandes an meinen Körper.

Ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich es jemals wieder an mir spüren würde. Selbstmord erscheint mir gar kein so schlechter Ausweg zu sein.

Ich erstarre bei diesem Gedanken, und meine Brust zieht sich zusammen. Ich habe Schwierigkeiten zu atmen. Mein Rücken wird von einer dünnen Schicht von klebrigem Schweiß bedeckt.

Selbstmord? Verdammt, nein! Das ist der Ausweg eines Feiglings. Ich sollte nicht einmal darüber nachdenken.

Und trotzdem... Und trotzdem war er dort: ein winziger Fleck in der Ferne, wie ein verhülltes Schiff in feindlichen Gewässern. Nun ist er verschwunden.

Oder vielleicht hat er sich einfach nur versteckt.

Aber egal. Auf alle Fälle sollte ich aufpassen, dass er nicht zurückkehrt. So sehr verloren bin ich nicht. Soweit habe ich mich nicht aufgegeben. Noch nicht.

In dem Augenblick spüre ich eine Gegenwart irgendwo

hinter mir.

Langsam und majestätisch drehe ich beide Schultern, um zu sehen, wer auch immer sich hier befindet.

Natürlich ist es Jeremy.

Nein — Mist! verfluche ich mich selbst. *Es ist Stonehart, verdammt noch mal, und ich kann nicht wieder damit beginnen, ihn mit seinem Vornamen anzureden.*

Stonehart ist dort und beobachtet mich mit einem Glas in einer Hand aus einer dunklen Ecke heraus. Nur seine Augen sind wirklich sichtbar. Sie reflektieren das Dämmerlicht. Diese Reflexion zeigt mir, dass er mich beobachtet. Der Rest seines Körpers wird von Schatten verhüllt.

»Du bist auf«, sagt er einfach. Seine Stimme lässt kein Gefühl erkennen.

Er führt sein Glas an seine Lippen und nimmt einen

großen Schluck.

»Wie lange bist du schon hier? Wie lange war ich bewusstlos?«

»Lange«, sagt er. Ein weiterer Schluck. »Aber nicht lange genug.«

Er leert das Glas, führt es an seine Seite und lässt es durch seine Finger gleiten.

Es kommt mit einem erschreckenden Knall auf dem Boden auf.

Überrascht schnappe ich nach Luft. Mein Herz rast. Das einzige andere Geräusch, das ich hören kann, ist das langsame, schwere Atmen dieses Mannes.

»Wo sind wir?«, frage ich.

Stonehart lacht. »Du erkennst diesen Ort nicht wieder?«

Ich werfe einen kurzen Blick durch das Fenster und sehe nun, warum alles etwas verändert erscheint. Alle

Zimmer in Stoneharts Haus blicken hinaus aufs Meer.

Dieses blickt auf die Bäume.

Es genügt, um mir einen weiteren Schauer den Rücken hinunter zu jagen.

»Dies ist Roses Gästehaus«, teilt Stonehart mir mit. Er atmet einmal ein und drückt sich dann von der Wand weg.

Mir bleibt fast das Herz stehen, als ich ihn sehe.

Er sieht... nun, ihn als »zerzaust« zu bezeichnen, ist wahrscheinlich milde ausgedrückt. Seine Anzüge sind normalerweise frisch und sauber, doch dieser ist zerknittert und schmutzig. Es weist Flecken auf den Ärmeln und der Vorderseite auf, die ihm den Eindruck geben, als hätte er sich im Sand herumgewälzt.

Seine Schuhe — zum Teufel, einer von ihnen ist nicht einmal zugeschnürt! Sein Haar ist unordentlich und zeigt in alle möglichen Richtungen, als hätte er seine Hand einmal zu viel hindurchgleiten lassen. Er hat Stoppeln an den

Wangen und den Ansatz eines Spitzbartes, wo seine Gesichtsbehaarung schneller wächst.

Er sieht wie ein Mann aus, der sich tagelang vollkommen vernachlässigt hat.

Auf halbem Weg zu mir stolpert er und lehnt sich gefährlich weit auf eine Seite.

Ich erstarre in plötzlicher Angst.

Er hat getrunken.

Nicht nur das, sondern er ist bereits vollkommen betrunken. Ich habe noch niemals die Kombination von Stonehart und Alkohol erlebt. Das Potenzial für Gewalt — für noch mehr Instabilität — ängstigt mich sehr.

»Warum sind wir in Roses Gästehaus?«, frage ich, nachdem er sich wieder aufrecht hingestellt hat.

»Rose...« Stonehart leckt über seine Lippen. Er ist kaum nüchtern genug, um stehen zu können. Aber das Bemerkenswerte daran ist, dass seine Stimme nichts von

seinem Rauschzustand verrät. Wenn ich meine Augen schließen und ihm einfach nur zuhören würde, würde ich nicht merken, dass er betrunken ist. »Wird es nicht mehr brauchen. Und Charles auch nicht. Sie wurden beide von ihren Pflichten entbunden. Dieses Haus —«, Stonehart zeigt wild im Zimmer herum, »— gehört nun allein dir.«

»Wenn das wieder gutmachen soll —«

»Nein.« Stonehart schüttelt seinen Kopf und unterbricht mich. »Nein, nein, nein, nein. Niemand hier will irgendetwas gutmachen. Es war einfach nur... an der Zeit.«

Er wankt noch einmal.

»Du bist betrunken«, sage ich. »Ich kann den Alkohol in deinem Atem riechen. Du weißt nicht, was du sagst.«

»Oh, im Gegenteil, Miss Ryder, ich habe mich sehr gut unter Kontrolle und bin mir nachweislich jedes Wortes bewusst, das mir über die Lippen kommt.« Etwa einen

halben Meter vor mir hält er an und schaut von oben auf mich herunter. Er schwankt. »Wie fühlst du dich?«, fragt er.

»Oh, einfach hervorragend, weißt du.« Ich werfe ihm einen höhnischen Blick zu, unfähig, meine Verachtung zu verbergen. »Mein Arm wurde gebrochen, und mein Körper fühlt sich wie eine Puppe an, die die Treppe hinuntergeworfen wurde. Aber abgesehen davon geht es mir gut. Kein Grund zur Sorge. Du kannst jetzt verschwinden. Sprich mich erst wieder an, wenn du nüchtern bist.« Ich beginne, instinktiv meine Arme zu verschränken, und schnappe nach Luft bei dem Schmerz, der mich durchfährt, als ich versuche, meinen linken Arm zu bewegen.

Verdammtd. Ich werde einige Zeit brauchen, um mich daran zu gewöhnen.

Stoneharts Stimme wird sehr tief und gefährlich. »Ich bin mir nicht sicher, dass du dich in der Position befindest,

solche Forderungen zu stellen«, sagt er leise.

»Oder was? Brichst du auch noch meinen anderen Arm?« Ich lache. »Soviel zum Thema Liebe, nicht wahr, J —«

»ICH WOLLTE DIR NICHT WEHTUN!«, brüllt er.

Ich weiche plötzlich verängstigt zurück.

Er hält inne, holt tief Luft und lässt eine Hand durch sein Haar gleiten. »Es tut mir leid«, sagt er. »Es tut mir leid. Entschuldigung. Ich hätte nicht brüllen sollen.«

»*Dafür* entschuldigst du dich?«, frage ich. »Nicht für irgendwelche der anderen Dutzend Dinge, derer du dich schuldig gemacht hast?«

Sein Mund verzicht sich zu den Anfängen eines Lächelns. »Und wie nützlich wäre eine Entschuldigung für all diese ›anderen Dutzend Dinge‹, liebste Lilly? Der Grund für dieses hier...« Er zeigt hinter sich auf die Reihe von leeren Flaschen, die seinen Stuhl umgeben.

Jesus, die habe ich bisher nicht einmal gesehen!

»Ist, dass ich Angst habe, dass du und ich während einer einzigen Nacht ganz fürchterliche Rückschritte gemacht haben. Eine einzige Entschuldigung wird nicht genügen.«

»Also trinkst du aus Verzweiflung«, sage ich. »Wie untypisch für dich, *Jeremy*.« Ich drehe mich weg. »Lass mich allein! Ich will mich nicht mit dir unterhalten, wenn du dich am Morgen an die Hälfte von dem, was ich sage, nicht mehr erinnern kannst.«

»Nein«, sagt er.

Ein Schauer der Angst überkommt mich. Ich tue mein Bestes, mir das nicht anmerken zu lassen.

»Nein?«, frage ich.

»Nein, Lilly, verdammt. Ich habe zu lange darauf gewartet, dass du aufwachst, um mich nun wegschicken zu lassen.«

»Ich habe nicht den Wunsch, mit dir zu sprechen.«

»Deine Wünsche interessieren mich nicht!«, faucht er.

»Kannst du nicht sehen, wie es mir geht? Was glaubst du, habe ich die ganze Zeit über getan, außer darauf zu warten, dass du aufwachst?«

»Wie viel Zeit ist vergangen?«, frage ich.

»Zwei Tage.«

Ich runzele die Stirn. *Hm.* Das kommt mir nicht so schlimm vor. Zumindest nicht im Vergleich zu dem, was ich erwartet habe.

»In Ordnung, Jeremy«, sage ich zu ihm und drehe mich zurück. »Du willst dich unterhalten? Also lass uns reden! Aber *ich* werde hier die Fragen stellen und nicht du.«

»Na gut«, sagt er. Er setzt sich in einen anderen Stuhl meinem Bett gegenüber. »Was willst du wissen?«

»Fang mit Rose an!«, sage ich zu ihm. »Wer ist sie?«

»Du kommst gleich zum Punkt«, murmelt er.

»Dieses Mal keine Ausflüchte, Jeremy. Ich will die Wahrheit. Ich will alles wissen. Wer ist Rose, was hat sie mit dir zu tun, was hat sie mit deinem Vater zu tun? Warum hat Charles so reagiert, als er sie zusammen gesehen hat? Wie hast du Rose dazu gebracht, zwanzig Jahre lang die Haushälterin für dich zu spielen?« Ich halte inne, um Luft zu holen, und fahre fort. »*Warum?* Ich weiß, dass sie nicht der Mensch ist, als den du sie darstellen willst.«

»Das ist eine ganze Salve von Fragen«, stellt Stonehart fest.

»Beantworte sie oder verschwinde! Du hast die Wahl«, sage ich. »Ich habe im Moment keinerlei Absicht, mit dir zu sprechen, es sei denn, du befindest dich in einer informativen Stimmung.«

»Also gut«, sagt er. »Gut, Lilly, na schön.« Er stellt sich hin. »Ich werde morgen früh zurückkommen.«

»Warte, was?«, stottere ich. »Du *gehst*? Du kannst nicht

einfach gehen, Jeremy!«

»Dann pass mal gut auf!«, sagt er und klingt noch sehr viel mehr wie ein launischer Teenager.

Das muss der Alkohol sein.

»Nein! Du hast es selbst gesagt. Du hast so lange gewartet.« Ich greife nach Strohhalmen. Aber dies ist eine seltene Gelegenheit. In all der Zeit, in der ich Stonehart kenne, habe ich ihn nicht ein einziges Mal betrunken gesehen. Alkohol löst die Hemmungen von jedem, egal, wer man ist oder wie gut man glaubt, dass man es verbergen kann. Wenn Jeremy jetzt geht, verliere ich eine großartige Gelegenheit, Dinge über ihn zu erfahren, die ansonsten vielleicht niemals ans Licht kommen.

Verdammt!

Dann erwische ich mich wieder dabei, wie ich ihn als Jeremy ansehe, statt als Stonehart. *Verdammt, das kann ich nicht tun. Ich kann mich nicht den Gefühlen von*

Sicherheit und Vertrautheit hingeben, die sein Vorname hervorrufen,. Ich bin in seiner Gegenwart nicht sicher. Der jüngste Beweis dafür ist mein Arm.

Aber verdammt, es ist unglaublich anstrengend, ihn als zwei unterschiedliche Menschen zu betrachten.

Plötzlich geht mir ein Licht auf.

Jeremy oder Stonehart — welche Rolle spielt das? Es gibt nur einen von ihm.

Es bringt mir gar nichts, wenn ich mich selber dafür schelte, dass ich mich nicht an diese Unterscheidung gehalten habe. Es ist eine bedeutungslose Unterscheidung. In meinem Kopf kann er sein, wer auch immer er will. Sein Name spielt keine Rolle. Nur seine Handlungen sind wichtig. Sie entspringen von dem gleichen Ort. Sie entspringen von dem gleichen Mann.

Also werde ich ihn mit dem Namen ansprechen, der mir wie von selbst in den Sinn kommt. Der Versuch, mich

zu entscheiden, ob ich ihn mit seinem Vor- oder seinem Nachnamen anreden soll, ist der dümmste Kampf der Welt — besonders wenn er andauert. Ich muss nur beide Namen von den Gefühlen abkoppeln, die ich mit ihnen verbinde, und sie alle mit einem einzigen Mann verbinden. Der Person, die mich beobachtet und darauf wartet, dass ich etwas sage.

Der Person, die mir den Arm gebrochen hat.

»Wenn du jetzt gehst«, erkläre ich ihm, »wirst du all diese Zeit vergeudet haben. Und wie oft hast du mir schon gesagt, dass du es verabscheust, dich zu wiederholen? Zeit zu vergeuden erscheint mir noch schlimmer zu sein.«

Er hält an, um über meine Worte nachzudenken. Dann lächelt er und schüttelt seinen Kopf. »Du kennst mich zu gut.«

Meine innere Spannung löst sich.

Für den Augenblick bin ich sicher. Ich habe den Faden

wiedergefunden.

Bevor er jedoch auf seinen Platz zurückkehrt, holt er sich eine ungeöffnete Flasche. Er setzt sich und schaut mich an.

»Also«, sagt er, »Rose.«

»Ja, Rose.«

Sein Blick schweift im Zimmer umher. »Wo soll ich beginnen?«

»Am Anfang?«, schlage ich vor.

»Nein.« Er schüttelt seinen Kopf. »So haben wir die Dinge bereits gehandhabt. Das langweilt mich. Lass uns stattdessen ein Spiel spielen!«

»Ein *Spiel*?«, frage ich, wobei meine Stimme jedes bisschen der Skepsis verrät, die ich empfinde. »Was für ein Spiel?«

»Eines, bei dem der Einsatz ziemlich hoch ist«, erklärt Jeremy, während er die goldene Flüssigkeit in der Flasche

herumschwenkt. »Hast du jemals Glückspiel betrieben, Lilly?«

»Nein.«

»Das ist schade. An einem Tisch zu gewinnen, verleiht dir einen Nervenkitzel wie kaum etwas anderes — besonders da man bei bestimmten Spielen weiß, dass es nichts als Glück ist.«

»Ich dachte, du glaubst nicht an Glück.«

»Dann eben Zufall«, sagt er. »Roulette ist ein Zufallsspiel. Wusstest du das nicht?«

Und dann weiten meine Augen sich in vollkommenem Horror. Jeremy greift in die Innentasche seiner Jacke und zieht einen alten Revolver hervor.

Er dreht die Waffe in seinen Händen hin und her.

»Ich... habe das hier... von meinem Vater geerbt«, sagt er leise. Seine Finger gleiten erst über den Lauf und dann über die Trommel. »Er hat ihn uns gern gezeigt, wenn wir

in Schwierigkeiten waren. Natürlich war es meistens nur ich, der dort in seinem Büro saß, niemals meine Brüder. Aber ich erinnere mich an eine Gelegenheit... Einmal war er in einer besonders schlechten Stimmung. Mir war gerade von meinem älteren Bruder Robert die Schuld für etwas gegeben worden, das ich nicht getan hatte. Oder vielleicht hatte ich es getan, aber das spielt keine Rolle. Ich erinnere mich nicht. Ich erinnere mich nur an das Folgende.

Ich betrat das Büro meines Vaters. Er war genauso, wie er es damals immer zu sein schien — ein beeindruckender Mann. Er saß in seinem Stuhl mit der hohen Lehne und machte hinter dem riesigen Schreibtisch aus Eichenholz den Eindruck, als wäre er größer als das Leben selbst. Weißt du, ich meine genau den Schreibtisch, der nun in meinem Büro zu Hause steht?

Aber egal. Du hast bereits davor gestanden. Du weißt, wie es ist. Und nun stell dir das aus der Sicht eines

zehnjährigen Kindes vor! Ein Kind, das nicht außer Angst vor dem Mann empfindet, dem es gegenübertreten soll.«

Glaub mir, denke ich, ich kenne das Gefühl besser, als du dir vorstellen kannst.

»Stell dir das gleiche Kind vor, das den Raum betritt und dort seine Mutter entdeckt, die weinend an der Seite des Schreibtisches kauert! Stell dir die Angst vor, die Schuldgefühle und den Zorn! Stell dir all das vor, wie es in einem kleinen Ball in dem Kopf dieses Kindes zusammengepresst ist!

Seine Mutter schaut nicht zu ihm. Sie dreht sich weg, als würde sie sich schämen, in einer Position wie dieser von ihrem jüngsten Sohn gesehen zu werden.

Was würdest du tun, wenn du dieser kleine Junge wärst? Würdest du zu ihr laufen? Würdest du sie trösten wollen? Natürlich. Aber *könntest* du das tun? Nein. Nicht solange der andere Mann sich in dem Zimmer aufhält.

Mein Vater grüßte mich. »Ah, Jeremy«, sagte er. »Du kommst gerade rechtzeitig.« Ich wusste, dass etwas nicht stimmte, und zwar sehr viel gravierender als sonst. Das konnte ich in der Luft spüren.

Die Türen schlossen sich hinter mir, und ich zuckte zusammen. Mein Vater lachte. Ich hasste es, in seiner Gegenwart Angst zu zeigen. Aber verdammt, das Geräusch hatte mich erschreckt!

In dem Moment schaute meine Mutter mich an.

»Jeremy«, sagte sie. Dann wendete sie sich an meinen Vater. »Hugh. Bitte. Tu das nicht. Nicht, wenn er hier ist. Nicht mit —«

Er brachte sie zum Schweigen, indem er eine Waffe — diese Waffe — unter seinem Schreibtisch hervorzog und damit auf ihren Kopf zielte.

Er lächelte mich an. »Komm her, Jeremy!«, sagte er leise. »Komm her, mein Junge! Ich möchte dir etwas

zeigen.<

Also ging ich wie versteinert vor Angst fast wie in einem Trancezustand um den Schreibtisch herum zu meinem Vater. Meine Mutter hatte aufgehört zu weinen. Sie starrte Hugh an, während ihr Mascara ihr Gesicht herunterlief.

›Ja‹, lockte mein Vater mich. ›Ja, Jeremy, genau hier. Komm näher! Erzähl mir, hast du schon jemals eine Waffe in der Hand gehalten?‹

Ich biss mir auf die Zunge und schüttelte meinen Kopf, da ich zu viel Angst hatte zu sprechen, ohne anzufangen zu weinen.

›Hier‹, sagte er, legte einen Arm um meine Schulter und zog mich näher an sich heran. ›Hier. Ich werde es dich jetzt versuchen lassen.‹ Er legte die Waffe in meine Hand, während seine Finger immer noch den Griff hielten und die Waffe immer noch auf meine Mutter gezielt war.

Dann schaute er mich an. Seine Augen waren weit geöffnet und glänzten voller Begeisterung. ›Das fühlt sich gut an, oder nicht? Das gibt dir das Gefühl, Macht zu haben, oder nicht? Als könntest du Menschen kontrollieren. Als würdest du den Schlüssel zum Leben und zum Tod in deiner Handfläche halten.‹

Natürlich war ich zu ängstlich, um etwas sagen zu können.

›Nun?‹, wollte er wissen. ›Antworte mir!‹

Zitternd schüttelte ich meinen Kopf und hatte fürchterliche Angst vor dem, was vor sich ging.

›BAH!‹, spuckte mein Vater. Ohne Vorwarnung schlug er mich mit der Hand ins Gesicht.

Ich fiel auf den Boden. Meine Mutter schrie auf. Ein Schuss wurde abgefeuert. Ich kreischte, schnappte nach Luft, schrie und kletterte so schnell ich konnte zurück auf meine Füße. Ich hatte erwartet, meine Mutter tot zu sehen,

wie sie in einer Pfütze ihres eigenen Blutes lag, und ein riesiger Zorn wurde in mir erweckt...«

Jeremy lächelt. »Nun, liebste Lilly, selbst Zehnjährige haben etwas Stärke in sich. Ich flog auf meinen Vater zu und war bereit, ihn mit allem anzugreifen, was mir zur Verfügung stand. Die Stimme meiner Mutter hielt mich zurück.

›Jeremy, nein! Du machst es nur noch schlimmer!‹

Ich erstarrte und war sprachlos, dass sie irgendwie noch am Leben war. Mein Vater hatte nicht auf sie gezielt. Er hatte die Waffe nur abgefeuert, um zu beweisen, dass sie funktionierte.

In dem Augenblick wurde ich erneut niedergeschlagen, und das Metall wurde mir mit genügend Kraft ins Gesicht geschleudert, sodass ich zur Seite flog.

›Hugh! Nein! Hör auf! Tu ihm nicht weh!‹, schrie meine Mutter.

›HALT DIE KLAPPE!, brüllte mein Vater vollkommen außer Kontrolle. ›HALT DIE KLAPPE, du undankbare Hure, er ist *mein* Sohn, und ich werde ihn so behandeln, wie *ich* es für richtig halte!‹

Er kam zu mir. Ich wich zurück. Aber er lächelte und bot mir seine Hand an. ›Es tut mir leid‹, sagte er. ›Siehst du, wozu du mich bringst? Es tut mir leid, Sohn. Komm her! Steh auf!‹

Ich nahm seine Hand, und er zog mich hoch. Ich zitterte.

Er kniete sich hin, um mit mir auf Augenhöhe zu sein. Er streichelte die Seite meines Gesichts. ›Du bist verletzt‹, sagte er, und er klang aufrichtig niedergeschlagen. ›Oh, armer Jeremy. Du bist verletzt. Was haben sie dir angetan?‹

Ich stand nur dort, starrte ihn an und zitterte.

›Hier. Hier, wir werden es besser machen‹, sagte er. Er zeigte mir die Waffe. Er öffnete den Zylinder und leerte

ihn. Dann nahm er nur eine der Kugeln aus seiner Handfläche.

Er führte sie wieder in den Zylinder ein und drehte ihn. Er legte die Waffe in meine Hand und richtete die Mündung auf sein Herz.

›Ein Schuss, Jeremy, wenn es das ist, was du willst‹, sagte er. Er presste seine Finger in meine und festigte dadurch meinen Griff um die Waffe herum. ›Nur ein Schuss genügt, und dann werden du und deine Mutter für immer von mir befreit sein. Ein Schuss, kleiner Jeremy. Glaubst du, das kannst du tun? Hast du das Zeug dazu?‹

›Jeremy...‹, flehte meine Mutter.

›Hör auf damit!‹, entgegnete mein Vater. Zornig drehte er sich zu ihr. ›Nur noch ein Wort von dir, Frau, und ich werde bei allen sechs Schüssen auf deinen Kopf zielen. Glück wird dir da nicht helfen!‹

Ich weiß nicht, was meine Mutter gesagt hat. Ich hielt

immer noch die Waffe. Aber das Schreien erweckte etwas in mir. Ich handelte ohne nachzudenken.

Ich drückte ab.

Und... *klick*. Nichts passierte.

In dem Moment drehte mein Vater sich zu mir. Er sah zutiefst geschockt aus. Der Lauf der Waffe zeigte immer noch auf sein Herz. Sein Blick wanderte die Länge meines Armes hinauf und traf dann auf meinen.

Und aus was für einem Grund auch immer ließ ich die Waffe fallen. Ich verlor die Nerven.

Aber diese Vorstellung verlieh meinem Vater nur neue Energie. Er beugte sich nach unten und hob sie auf.

›Du hast es getan!‹, rief er aus. ›Du hast versucht, mich umzubringen! Du hast es getan. Ich wusste nicht, dass du das Zeug dazu hast, aber du hast es getan, Jeremy! Du hast es getan, du bist jetzt kein Kind mehr!‹

Und dann hat er etwas getan, was mir noch heute

Albträume beschert. Er legte die Waffe zurück in meine Hand und schob meinen Arm in Richtung meiner Mutter.

›Jetzt ist sie an der Reihe‹, verkündete er.

›Nein. N-n-n-nein.‹ Damals habe ich gestottert, weißt du? Noch etwas, was du nun über mich erfahren hast, Lilly.

Nun, wie du dir vorstellen kannst, war mein Vater nicht sehr erfreut. Also brachte er mich gewaltsam dazu, mit der Waffe auf sie zu zielen. Er zwang mich. Und ich — gesegnet sei mein kleines, unverdorbenes Herz — konnte nicht abdrücken. Ich konnte keine Frau erschießen.

Aber seitdem sind Jahre vergangen«, erklärt er mir, »und ich habe mich verändert.«

Langsam zeigt er mit der Pistole auf mich.

›Jetzt?«, fragt er. »Jetzt habe ich dieses Problem nicht mehr.«

Kapitel Vierzehn

»*Bumm*«, flüstert Stonehart.

Ich schnappe nach Luft und werde leichenblass. Jeremy lacht.

»Hast du schon Angst?«, fragt er. Er lässt die Hand, in der er die Waffe hält, an seine Seite fallen. »Das solltest du! Das sind genau die gleichen Worte, die mein Vater zu meiner Mutter gesagt hat, als ich dort stand und die Waffe hielt. ›Hast du schon Angst, *du verfluchte Hure*?‹

Und sie hob ihr Kinn an und erwiderte seinen Blick. Dieser eine Blick enthielt mehr als sie mit tausend Worten hätte sagen können. Dann drehte sie sich zu mir.

›Ich liebe dich‹, sagte sie. ›Egal, wozu er dich zwingt, ich werde dich immer lieben, Jeremy. Hab keine Angst!‹

Mein Vater war plötzlich rasend vor Wut, riss mir die

Waffe aus der Hand und zielte auf meine Mutter. Er drückte ab.

Klick. Nichts geschah.

Er fauchte. Dann zeigte er mit der Waffe auf meine Brust und schoss noch einmal.

Klick. Wieder dieses hohle Geräusch.

Er wirbelte herum. »LASST MICH ALLEIN!«, brüllte er. Meine Mutter lief auf mich zu, ergriff meine Hand und zog mich so schnell sie konnte aus dem Zimmer.

Kurz bevor sich die Türen schlossen erinnere ich mich jedoch an das immer lauter werdende hysterische Lachen meines Vaters.«

Jeremy hält inne. Er schaut auf die Flasche in seiner Hand und dann auf die Waffe in der anderen. Mir bleibt fast das Herz stehen. Ich habe einen Kloß im Hals, der es mir unmöglich macht zu sprechen.

»Wie du siehst«, fährt Jeremy nach einer langen Pause

fort, »verbindet diese Waffe und mich... und Hugh... eine lange, verworrene Vergangenheit. An dem Tag hätten drei Leben beendet werden können. Stattdessen wurden drei Leben verschont. Warum? Nichts weiter als reines Glück, Lilly. Nichts weiter als Zufall.

Aber! Aber, aber, aber.« Er lächelt. »An dem Tag hat mein Vater mir eine wertvolle Lektion erteilt. Er hat mir beigebracht, mich niemals auf Glück zu verlassen. Er hat mir gezeigt, wie unbeständig es sein kann. Er hat mir auf mehr Arten beigebracht, als er sich vorstellen kann, dass die Männer, die sich ihr eigenes Glück schmieden, die beneidenswerten sind. Dass wir besser sind als diejenigen, die es durch reines Glück zu etwas bringen. Vielleicht hat mich dieser Vorfall, als ich zehn Jahre alt war, mehr als alle anderen dazu angespornt, mir mein eigenes Glück zu machen. Zu dem Mann zu werden, der ich heute bin.«

Er nickt mir auf eine herablassende Weise zu. »Ich kann

sehen, dass du Angst hast. Das musst du nicht. Ich habe diese Waffe nicht hierhergebracht, um sie gegen dich zu verwenden. Ich habe sie mitgebracht, um dir die gleiche Möglichkeit zu geben, die ich von meinem Vater bekommen habe.«

Er springt auf seine Füße und nähert sich mir mit schnellen Schritten. »Nimm sie!«, raunt er. Er legt meine freie Hand um den kalten, metallenen Gegenstand herum. »Nimm sie, und drück ab! Dies ist deine Chance. Töte mich — oder versuche zumindest, mich zu töten! Mein Leben gehört dir, süße Lilly. Mehr als ich es verdiene. Du bist mehr als ich verdiene!«

Ich versuche, die Waffe wegzudrücken. »Jeremy, nein...«

»Nein?«, höhnt er. »Nein, du willst mich nicht töten? Nein, du möchtest diese Gelegenheit nicht haben?«

Ich weiß, dass du das möchtest«, fährt er fort. »Ich kann

die Abscheu in deinen Augen sehen. Ich kann es an der Art sehen, wie du mich anschauust. Die Art und Weise, in der du zurückgeschreckt bist, als du aufgewacht bist.«

»Jeremy, du bist betrunken!«, protestiere ich. »Du bist betrunken, und du weißt nicht, was du sagst!«

»Doch, das tue ich, liebste Lilly. Das tue ich, das tue ich, das tue ich!« Er schwafelt herum, und das macht mir Angst. »Die gleiche Wahl, Lilly, die mein Vater mir gegeben hat. Die biete ich nun dir an. Tu es! Sei kein Feigling! Tu es, schieß mir durchs Herz!«

Ich starre ihn vollkommen verwirrt an.

»Nein?«, fragt er. Er wird nun fanatisch. Diese Art von Leidenschaft ängstigt mich. Sie versetzt mir einen Schrecken. Er ist keineswegs er selbst.

»Dann zusammen«, sagt er. Er legt seinen Kopf an meinen und zeigt mit der Waffe auf die Seite seines Kopfes. »Durch mich zu dir, meine liebe Lilly-Blume.

Durch mich zu dir. Das wird unser prachtvoller Ausweg. Oder unsere prachtvolle Erlösung. Die Waffe enthält eine Kugel. Tu es! Riskiere es! Drück ab!«

»Jeremy — Jeremy, nein!« Ich versuche, meine Hand wegzuziehen, aber er hat sie fest im Griff. Die Waffe zeigt direkt auf seine Schläfe.

»Sei kein Narr!«, faucht er. »Dies ist das, was du willst. Ich weiß, dass es das ist. Es ist, was du brauchst. Drück ab, Lilly! Dies ist deine Chance. Dies ist deine Gelegenheit. Befreie uns! Befreie uns beide! Du musst das tun. Denn ich möchte lieber mit dir in meinem Arm sterben als auch nur einen einzigen Tag getrennt von dir zu verbringen.

Und du? Du kannst nicht entkommen. Das weiß ich jetzt. Du weißt das auch, Lilly. Dies ist unsere Befreiung. Dies kann deine Freiheit sein. Tu es, Lilly! Drück ab!«

»Nein.«

»Drück ab! Drück ab! Drück ab! Drück ab!«

»Ich habe NEIN gesagt!«

Mit all der Kraft, die mir zur Verfügung steht, reiße ich die Waffe von Jeremys Kopf weg.

In genau dem gleichen Augenblick lässt er mich los. Ich bewege mich mit zu viel Schwung und pralle gegen die Wand hinter mir. Ich stöhne. Das Geräusch geht in einer ohrenbetäubenden Explosion unter.

Die Waffe. Die Waffe geht los.

Ich habe aus Versehen abgedrückt. Ein Schuss hat sich gelöst. Und die Trommel war definitiv geladen.

Ich kann immer noch die Kraft der Kugel spüren, wie sie durch meinen Körper schießt.

Ich starre auf die ruinierte Wand uns gegenüber. Die Kugel ist in der Trommel gewesen. Ich hätte uns beide umbringen können.

»Verdammter Mist«, flüstere ich.

»Das war deine Chance«, sagt Jeremy. Er löst sich von mir, dreht sich herum und verlässt den Raum.

Kapitel Fünfzehn

Noch lange nachdem Stonehart gegangen ist, rast mein Herz wie verrückt.

Die Waffe liegt immer noch auf meinem Bett. Ich beäuge sie, als wäre sie eine giftige Schlange.

Der Schuss hat sich gelöst, ist der eine Gedanke, der mir immer wieder im Kopf herumgeht. *Der Schuss hat sich gelöst*.

Wenn ich abgedrückt hätte, als Jeremy die Waffe auf sich selbst gerichtet hat... wäre er jetzt tot.

Wenn ich es getan hätte, als er sie an die Seite seines Kopfes gehalten hat... wären wir jetzt beide tot.

Schließlich bringe ich den Mut auf, den Revolver aufzuheben. Ich muss es wissen. Ich muss wissen, ob sich nur eine Kugel in der Trommel befand. Oder ob sie

vollständig geladen war.

Meine Hand zittert, als ich die Waffe von der Matratze aufhebe. Die Geschichte, die Jeremy mir erzählt hat, wie sein Vater ihn davon überzeugen wollte, dass eine Waffe jemandem ein mächtiges Gefühl verleiht? Vollkommen falsch. Sicher, es ist eine Waffe. Aber sie zu halten, sich einfach nur vorzustellen, dass sie voll geladen ist, macht mich nicht mächtig. Es macht mich feige. Physisch krank.

Ich mache mir Sorgen über die Gewalt, zu der Jeremy fähig ist. Aber diese Waffe ist noch tausendmal schlimmer. Mit ihr könnte jeder zu einem Mörder werden. Man braucht keinen Mut, um im Augenblick der Verzweiflung abzudrücken. Man muss einfach nur... die *Hoffnung* verloren haben.

Ich weiß nicht, wie Waffen funktionieren, daher brauche ich sehr lange, um herauszufinden, wie sie zu öffnen ist. Es hilft nicht, dass meine Nerven vollkommen blank liegen.

Doch schließlich komme ich zum Ziel. Als ich in die Trommel schaue und sehe, dass alle Schächte leer sind, trifft mich die Schwere dieses einen Schusses mit der Kraft eines Vorschlaghammers.

Er hat nicht gelogen. Darin befand sich tatsächlich nur eine einzige Kugel. Er hat sein Leben wirklich in meine Hände gelegt. Er hat das Resultat dem Zufall überlassen.

Das sieht dem mächtigen und kontrollierenden Mann, den ich kenne, überhaupt nicht ähnlich. Entweder hatte der Alkohol einen überwältigenden Effekt auf ihn, oder die Vorkommnisse während des Abendessens haben ihn wirklich verändert.

An dem Abend wurde er zu einem Monster. Ich kann immer noch nicht vollständig verstehen, was sich dort vor sich gegangen ist. Er hat meinen Arm gebrochen. Jeremy Stonehart hat meinen Arm gebrochen. Und doch ist das Inferno des Hasses, das in mir gebrodelt hat, als ich aufgewacht bin, nun kaum mehr als rauchende Asche.

Dafür hat der Vorfall mit der Waffe gesorgt.

Ich hätte ihn töten können. Ich hätte es *gekonnt*. Wenn ich abgedrückt hätte, wie er mich gebeten hat, wäre ich Jeremy Stonehart nun für immer los.

Wenn ich ihn hasse, sollte diese verpasste Gelegenheit mich dann nicht ärgern? Ich werde niemals wieder so eine Chance bekommen.

Aber ich spüre keine Reue. Nicht einmal annähernd. Ich fühle nur eine vage, weit entfernte Art von Erleichterung, dass ich nicht abgedrückt habe — besonders nun, da ich weiß, dass er tot wäre, wenn ich es getan hätte.

Leben und Tod wecken die ursprünglichsten Gefühle in uns.

Was befindet sich in meinem Innersten?

Es ist kein Hass. Egal, wie sehr ich mir das auch wünsche, aber das ist es nicht.

Aber es ist auch keine Liebe. Ich kann einen Mann nicht lieben, der in der Lage ist, mir diese Dinge anzutun. Mich in der Dunkelheit einzusperren, mir wieder und wieder Drogen zu verabreichen, mir während eines Wutanfalls den Arm zu brechen und auf den Boden zu werfen. Mir eine Hundemarke mit dem Wort »HUND« darauf zu geben. Mich durch einen Vertrag an sich zu binden, nur um mich aus ihm zu entlassen und mich dann dazu zu bringen, mich aus meinem eigenen freien Willen an sich zu binden.

Jeremy ist manipulativ. Daran gibt es keinen Zweifel. Aber er hätte niemals vorher sehen oder planen können, wie sich diese ganze Situation entwickelt hat. Wie man so schön sagt, es gehören immer zwei dazu. Meine Rolle darf nicht unterschätzt werden.

Ich bin genauso verantwortlich für die momentane Situation wie er. Es ist nicht möglich zu planen, was als nächstes geschieht. Es ist alles dynamisch und permanent in Bewegung.

Also, wie steht es mit mir? Ich hasse Jeremy nicht mehr als ich Stonehart hasse. Aber ich liebe ihn auch nicht. Und selbst wenn ich es tue, ist es von höchster Wichtigkeit, dass ich diese Gefühle verdränge.

Nein. Nicht verdrängen. Ich kann mich vor ihnen nicht verstecken. Aber ich *muss* sie verschleiern. Ich habe definitiv starke Gefühle für Jeremy. So stark, so verworren und so verwirrt, dass sie nicht zu definieren sind.

Nun ja.

Ich gehe hinüber zu der beschädigten Wand. Ich berühre das Stück Holz, das von dem Schuss zerschmettert wurde.

Dann schließe ich meine Augen, erschauere und gieße mir einen Drink ein. Es ist Nacht, doch ich habe nicht den Wunsch zu schlafen. Ich möchte Jeremy finden und mit ihm sprechen. Aber das kann ich nicht tun, solange er nicht wieder nüchtern ist.

Alkohol hat ihn launisch und gefährlich gemacht.

Schauen wir mal, was er mir antut.

Wie sich herausstellt macht Alkohol mich nur müde und verschafft mir einen schrecklichen Kater.

Ich stöhne, als ich mit meinen geschwollenen Augen in die helle Morgensonne blicke. Das verdammt Wetter scheint niemals zu meiner Stimmung zu passen. Wenn ich es hell und sonnig haben möchte, ist es dunkel. Wenn es wichtig ist, dass es nieselt und bedeckt ist, ist es strahlend.

Und nun kommen zu all den Wehwehchen meines Körpers auch noch fürchterliche Kopfschmerzen und ein riesiges Loch in meinem Magen hinzu. Zwei Tage ohne Nahrung bringen das so mit sich.

Ich schlepppe mich durch die Tür in den unbekannten Flur auf der verzweifelten Suche nach etwas zu trinken. Ich bin erst einmal zuvor in Roses Haus gewesen und —

Oh mein Gott.

Meine Augen weiten sich, als ich das Wohnzimmer betrete.

Der ganze Raum ist wie leergefegt.

Die Möbel sind verschwunden. All die Teppiche und Gemälde, an die ich mich erinnern kann, sind weg. Ist das Schlafzimmer, in dem ich aufgewacht bin, das einzige möblierte Zimmer in diesem Haus?

Ich eile herum, als ich Türen öffne und in Schränke schaue. Alles ist weg. Es ist nichts mehr hier.

Aber...? Warum? Jeremy hat gesagt, dass das Haus mir gehört und dass sowohl Charles als auch Rose entlassen wurden. Entweder habe ich diese Information nicht genau verstanden, oder ich habe nicht erwartet, dass diese Vertreibung so... radikal ist.

Oder so schnell vonstatten geht.

Als ich von einem leeren Zimmer in das andere eile,

kann ich nur daran denken, dass Rose und Charles tatsächlich weg sind. Sie wurden beide verbannt.

Aber wohin? Ich kann mir nicht vorstellen, dass Jeremy ihnen einfach gestatten würde, dass sie sein Grundstück verlassen und hinaus in die Wildnis gehen. Sie wissen zu viel. Das würde er nicht riskieren.

Oder doch? *Könnte* er das?

Und die Worte, die er während seines Albtraums hinausgeschrien hat? Dieser Satz, *Fass mich nicht an, Rose?* Darüber weiß ich immer noch nichts.

Nun, heute — jetzt — ist der Zeitpunkt, um Jeremy damit zu konfrontieren. Mit allem. Ich bin so verloren und verwirrt wie noch nie zuvor. Ich brauche Klarheit. Ich *verdiene* Klarheit nach allem, dem er mich ausgesetzt hat.

In der Küche finde ich weder etwas zu essen noch zu trinken. Ich improvisiere, indem ich meine Hände unter dem laufenden Hahn zusammenhalte und eine Handvoll

Wasser schlürfen. Dann drehe ich mich um und verlasse das leerstehende Haus.

Der Weg zu Jeremys Anwesen wäre absolut perfekt, wenn ich mich nicht in diesem Zustand befinden würde. Die Vögel zwitschern. Die Sonne ist warm und hell. All das Grün um mich herum gibt mir fast das Gefühl, als befände ich mich in einem weit entfernten Fantasieland mit gutaussehenden Rittern und wunderschönen Prinzessinnen.

»Trautes Heim«, murmele ich, als ich das große Haus durch die Bäume hindurch erspähe. Egal, was zuvor geschehen ist, ich möchte Roses Gästehaus nicht haben. Dort zu bleiben würde mir das Gefühl geben, mich vor der Wahrheit zu verkriechen. Ich muss mich in der Nähe von Jeremy aufhalten und nicht abgeschieden von ihm irgendwo anders auf dem Grundstück. Das Gästehaus würde mir ein falsches Gefühl der Sicherheit vermitteln. Ich kann mir nicht gestatten, in diese Falle hineinzutreten. Wenn Jeremy nicht in der Nähe ist, könnte ich vielleicht

vergessen, was ich eigentlich vorhave. Ich weigere mich, in einem der Häuser auf seinem Grundstück zu leben, ohne mich tatsächlich in der Nähe von dem Mann aufzuhalten. Wenn ich wirklich entkommen wollte, bräuchte ich einen Ort, über den er keine Kontrolle hat. Eine Wohnung oder etwas Ähnliches in der Stadt.

Aber Jeremy würde das niemals gestatten. Er würde mich nicht einfach gehen lassen. Nicht mehr. Nicht nach dem Beinahe-Unfall letzte Nacht.

Das Gästehaus? Das ist nichts für mich. Das wäre weder hier noch dort. Es würde mir nichts bringen, es zu meinem permanenten Wohnsitz zu machen. Und es wäre möglich, dass ich alles verliere.

Ich gehe den ganzen Weg zum Hintereingang des Haupthauses und folge dem Pfad, der eine sagenhafte Aussicht auf das Meer und die Klippen bietet. Ich komme an der Tür zum Sonnenraum an.

Ich presse mein Gesicht gegen das Glas und schaue hinein. Dort ist die Säule, groß und triumphierend in der Mitte des Raumes. Die schwarz-weißen, abstrakten Gemälde hängen an den Wänden — selbst das, welches ich in einem verzweifelten Versuch, mich zu befreien, einst gegen die Glasscheiben geschmettert habe.

Nun stehe ich draußen. Ich lege meine Hand auf die Klinke und drücke sie nach unten. Und *nun* gehe ich freiwillig hinein.

Drinnen ist die Luft aufgrund der Klimaanlage kühler und frischer.

Die Tür schließt sich hinter mir. Ich gehe zur Säule und lasse meine Finger über den glatten Marmor gleiten.

»Hallo, alter Freund«, sage ich leise. »Vieles hat sich verändert, seitdem ich dich das letzte Mal gesehen habe.«

Ich mache einen großen Bogen um meinen ehemaligen Umkreis. Ich erinnere mich immer noch an das dünne

Band, das um meinen Knöchel gebunden war. Das Tablett mit Nahrung, dass Stonehart für den Versuch benutzt hat, meinen Willen zu brechen. Ich erinnere mich an das schreckliche Hungergefühl, das meine Existenz begleitet hat. Ich erinnere mich daran, wie ich mich auf den Boden übergeben habe. Ich erinnere mich an meine schmutzigen Kleider und wie dünn und ausgemergelt ich mich gefühlt habe, als Rose zum ersten Mal aufgetaucht ist, um mich zu waschen.

Ich zwinge mich dazu, an all das zu denken und mich auf die Qualen zu konzentrieren, denen Stonehart mich auf seiner verdrehten Suche nach Rache ausgesetzt hat. Ich tue es, um mich und meine Entschlossenheit für den Moment zu stärken, wenn ich ihm heute gegenüber trete.

Ich gehe zum Kleiderschrank. Er ist leer. Ich werde auf eine unheimliche Weise an das Gästehaus erinnert, als ich mir die leeren Regale anschaue. Ich erschauere, da mir die Atmosphäre nicht gefällt, und ich drehe mich weg.

Ich betrete das Badezimmer. Dort ist die Wanne, in der Rose mir einmal das Haar gewaschen hat. Ich schaue hoch an die Decke. Und dort sind die Fliesen, die die Kameras verbergen, die sich über der Wanne befinden.

Ich schaue in den Spiegel. Es ist so merkwürdig, meinen Arm in einer Schlinge zu sehen. Ich weiß nicht, wie lange es dauern wird, bis der Knochen geheilt ist. Wer hat meinen Arm überhaupt gegipst? Jeremy? Rose? Jemand anderes — eine Krankenschwester oder ein Arzt, die gerufen wurden? Welchen Eindruck hatte derjenige, als er mich dort bewusstlos und mit den verräterischen Spuren in meinem Gesicht sah? Die Zeichen des Missbrauchs waren offensichtlich...

Doch genauso wie es bestechliche Politiker und Geschäftsleute gibt, gibt es auch bestechliche Ärzte und Schwestern und medizinisches Personal. Jeremy hat mir erklärt, wie leicht es ist, jemanden zu bestechen. Wenn ein Arzt mich gesehen hat, habe ich keinen Zweifel, dass er

mit Hilfe von Jeremys Geld zum Schweigen überredet wurde.

Was auch immer. Das ist die geringste meiner Sorgen. Mir gehen sehr viel relevantere Fragen im Kopf herum. Das Verhalten von Charles, Roses Rolle bei diesem Schauspiel, Hughs Mitwirkung.

Ich gehe den langen, steinernen Flur entlang, der mir meinen ersten Geschmack der Freiheit gegeben hat. Ich lasse meine Finger über die rauen, roten Wände streifen. Was auch immer ich erwartet habe, als ich den Sonnenraum zum ersten Mal verlassen durfte — wo auch immer ich mich an diesem Punkt in der Zukunft gesehen habe — ist definitiv nicht das hier. Niemand hätte voraussagen können, wie die Dinge sich entwickelt haben. Verdammt, ich sollte für weitere viereinhalb Jahre Stoneharts »persönliche Assistentin« sein.

Und nun? Nun bin ich auf dem Weg, den Mann zu finden, der mich letzte Nacht fast zu einer Mörderin

gemacht hat.

Ich halte an, bevor ich die letzte Tür erreiche. Welcher Tag ist heute? Sonntag? Oder Montag?

Wenn Letzteres der Fall ist, ist Jeremy bei der Arbeit. Oder zumindest sollte er bei der Arbeit sein. Wer weiß, ob er an dem Morgen, nachdem er sich sinnlos betrunken hat, zu Stonehart Industries fahren würde?

Ich hoffe um meinetwillen, dass er zu Hause ist. Ich muss mit ihm sprechen. Unbedingt. Das muss persönlich geschehen. Ein Telefonanruf wäre nicht ausreichend.

Wo ich gerade daran denke, wo ist eigentlich mein Handy? Ich erinnere mich nicht, wann ich es das letzte Mal benutzt habe. Oder wo ich es hingelegt haben könnte.

Ich bleibe stehen. Ich *möchte* Jeremy finden, aber die Aussicht darauf, ihm nach allem, was geschehen ist, entgegenzutreten, ist... einschüchternd. Die Begegnung wird gelinde gesagt unangenehm sein. Wie tritt man

jemandem gegenüber, der einen gezwungen hat, ihm eine Waffe an den Kopf zu halten?

Ist Jeremy geistig stabil? Das Verhalten, das er mir letzte Nacht gezeigt hat, ist ein klarer Beweis des Gegenteils. Und ich kenne bereits seine Neigung, sein Verhalten im Bruchteil einer Sekunde zu ändern. Bisher dachte ich, er täte das bewusst. In gewisser Weise wurde er zu dem Mann, der er sein musste, indem er lernte, seine Gefühle zu kontrollieren.

War Alkohol der Auslöser, der ihn letzte Nacht so ungewöhnlich hat handeln lassen? Er war weder Jeremy noch Stonehart — zumindest nicht auf der Basis meines bisherigen Verständnisses dieser beiden Charaktere. Er war einfach... jemand anderes. Jemand vollkommen anderes.

Es hätte der Alkohol sein können. Er sah so aus, als hätte er kaum geschlafen. Als wäre er durch die Mangel gedreht worden und hätte es gerade so geschafft zu

überleben.

Alkohol war ein entscheidender Faktor. Aber er ist nicht für alles verantwortlich. Etwas hat ihn wach gehalten. Etwas hat ihn dazu gebracht, nach der Flasche zu greifen.

Ich erinnere mich plötzlich an den Abend in der Karibik, an dem er mir das Halsband abgenommen hat. Zu dem Zeitpunkt befand er sich in einem ähnlichen Zustand. Verzweifelt. Er hat damals zugegeben, das sei wegen seiner Sorge um mich der Fall.

Könnte die gleiche Sorge ihn dazu getrieben haben, so auszusehen, als ich letzte Nacht aufgewacht bin?

Aber verdammt, wo war diese Sorge, als er mich beim Abendessen geschlagen hat? Wo war diese Sorge, als er mir den Arm gebrochen hat?

Ich darf mich davon nicht beeinträchtigen lassen. Und das werde ich auch nicht. Sein schlechtes Gewissen wird

mich nicht beeinflussen. Egal, wie viel er davon empfinden mag, es wird niemals rechtfertigen, was er getan hat. Also, geistige Stabilität? Dessen bin ich mir nicht mehr sicher. Stonehart war unberechenbar. Aber er hatte immer — immer! — die Kontrolle.

Ein Jeremy, der nicht die Kontrolle besitzt, ängstigt mich mehr als alles andere.

Ich atme tief ein, schleppe mich den Flur entlang und öffne die letzte Tür. Die Eingangshalle ist so makellos und steril wie immer.

»Hallo?«, rufe ich aus. Meine Schritte hallen auf dem Marmorfußboden wider. »Jeremy, bist du da?«

Ich warte auf eine Antwort, obwohl ich keine erwarte. Wenn er tatsächlich hier *ist*, hält er sich wahrscheinlich in seinem Büro auf. Dieser eine Raum scheint der Ort zu sein, an dem wir uns in stressigen Zeiten immer wiederfinden.

Zuerst jedoch gehe ich ins Esszimmer. Ich möchte sehen, ob es dort noch einen Hinweis auf das unglückliche Abendessen gibt.

Nein. Das Zimmer ist perfekt. Eigentlich scheint die helle Morgensonnen sich über all das lustig zu machen, was das letzte Mal geschehen ist, als ich mich hier aufgehalten habe.

Ich gehe durch die Küche und halte vor der Speisekammer an, die keine Speisekammer ist. Der Raum mit all den Bildschirmen darinnen.

Ich zögere. Möchte ich wirklich dort hineingehen? Ich habe schon vor langer Zeit die Kameras ausgestellt. Aber vielleicht würde es mir eine gewisse Sicherheit verschaffen, wenn ich sie wieder anstellen würde. Hätten sie genügend Abschreckung dargestellt, um zu verhindern, dass Jeremy sich während des Abendessens in ein unbarmherziges Monster verwandelt? Hätte die Drohung, dass Aufnahmen an die Öffentlichkeit gelangen könnten,

mich in Sicherheit wahren können?

Vielleicht. So ironisch es auch ist, ich würde mich während der Konfrontation mit Jeremy Stonehart heute besser fühlen, wenn ich wüsste, dass unsere Unterhaltung aufgezeichnet wird. Ich möchte nicht, dass die Welt sieht, was er mir angetan hat, als ich noch seine Gefangene war. Aber nun, da ich frei bin und unsere Rollen sich vertauscht haben, glaube ich, ich könnte es ertragen, Aufnahmen davon zu veröffentlichen... sollte sich ein Bedarf dafür ergeben.

Also gehe ich in die Speisekammer und gebe meinen Zugangscode ein. Während der Sekunde, die es dauert, bevor das System mein Passwort akzeptiert, fühle ich etwas Angst in mir aufsteigen — hat Stonehart die Kontrolle wieder an sich gerissen? — aber als es angenommen wird, sehe ich zum ersten Mal, dass Jeremy tatsächlich die Wahrheit gesagt hat.

Die Kameras sind alle ausgeschaltet, so wie ich es

eingestellt habe. Einige kurze Klicks mit der Maus, und sie funktionieren alle wieder. Bilder vom Haus füllen den Bildschirm. Ich schaue mir eines nach dem anderen an. Alle Räume sind leer. Jeder Flur und jedes Badezimmer ist verlassen.

Ich schaue zu der Kamera in Jeremys Büro. Zu meiner Überraschung ist er nicht dort. Bin ich allein in diesem Haus? Muss ich wieder bis zum Abend warten, um mit ihm sprechen zu können?

Dann erblicke ich aus meinem Augenwinkel heraus eine kleine Bewegung. Ich schaue auf den Bildschirm und sehe in einer Ecke etwas, das wie die Spitze eines Schuhs aussieht. Mit der Auflösung der Kameras ist das schwer zu sagen. Und dann — da! Ich sehe wieder, wie es sich bewegt, ganz unten auf dem Bildschirm.

Das ist die Kamera im Keller. Ich versuche, andere Kameras an dem Ort aufzurufen. Es gibt keine, die mir den entsprechenden Winkel zeigen. Ich habe mir diesen Fuß

nicht nur eingebildet. Jeremy ist dort. Er hat dieses Haus gebaut. Er hat das Kamerasystem wahrscheinlich selbst entworfen. Daher würde es einen Sinn ergeben, dass er die toten Winkel kennt.

Das Interessante daran ist, dass er die Geistesgegenwart besessen haben muss, um vorauszusehen, dass ich die Kameras wieder benutzen würde. Oder vielleicht befindet er sich nur aus Vorsichtsgründen dort. Jeremy hat immer einen Notfallplan parat.

Kurz bevor ich mich abwende halte ich noch einmal inne. Soll ich die Kameras anlassen, oder soll ich sie ausschalten? Möchte ich, dass das Haus blind ist, oder brauche ich zusätzliche Sicherheitsvorkehrungen?

Ich möchte keine Wiederholung von letzter Nacht. Das hat mich mehr geängstigt als wenn Jeremy mich in der Hitze des Augenblicks angreift. Ein gebrochener Arm kann heilen. Eine Kugel durch die Brust ist für die Ewigkeit.

Ich benötige eine unerwartete Menge an Willenskraft, um den Aufnahmeknopf zu drücken. Aber ich drücke ihn, und dann melde ich mich ab. Was auch immer als nächstes zwischen mir und Jeremy geschieht, wird nicht den Vorteil genießen, im Verborgenen zu bleiben.

Ich bereite mich auf das bevorstehende Treffen vor und verlasse den Raum.

Ich gehe hinunter in den Keller und komme am Schwimmbecken vorbei. Ein kurzer Blick auf die Bar sagt mir, dass Jeremy weiter getrunken hat. Verdammt, aber ich hoffe, dass ich ihn nicht wieder vollkommen betrunken antreffe. Das Letzte, was ich möchte, ist, dass er genauso hinüber ist wie letzte Nacht.

Ich achte darauf, dass ich beim Auftreten besonders laute Geräusche verursache, sodass er weiß, dass ich mich nähere.

Ich betrete den Raum und sehe, wie er einen Drink

genießt. Er hat sich in einem Sessel zurückgelehnt und eine Hand über seine Augen gelegt.

»Lilly«, sagt er. »Ich habe mich gefragt, wie lange es dauern würde, bevor du mich findest.«

Er trägt genau die gleiche Kleidung wie letzte Nacht. Warum hat er sich nicht umgezogen? Normalerweise achtet er so sehr auf sein Auftreten. Und nun sieht es so aus, als würde ihn das überhaupt nicht scheren.

Die Talfahrt von Jeremy Stonehart beunruhigt mich mehr, als ich sagen kann.

»Hast du geschlafen?«, frage ich ihn.

Er gibt ein lautes Lachen von sich. »Ha!« Dann drückt er sich hoch und blinzelt. Seine Augen brauchen eine lange Zeit, um mich zu finden.

Angst lässt mich versteinern. Ein Blick in sein Gesicht genügt, um mir zu sagen, dass er sich nur dem Alkohol hingegeben hat, seitdem er mich verlassen hat.

Ich sehe tiefe, dunkle Ringe. Ich kann nicht einmal das Weiße in seinen Augen erkennen. Seine Pupillen treiben in einem Meer von Rot.

Seine Stoppeln sind fast dick genug, um als Bart durchzugehen. Es sind Linien auf seiner Stirn, die bisher niemals sichtbar gewesen sind. Und obwohl seine Stimme gleichmäßig ist, taumelt er selbst, als er sich erhebt.

»Du siehst gut aus, Lilly«, sagt er. »Sehr viel besser als ich. Ich gratuliere. Du solltest stolz auf dich sein.«

Oh ja, er ist definitiv betrunken.

»Hast du überhaupt mit dem Trinken aufgehört?«, frage ich. Ich beiße mir auf die Lippen und gehe dann das Risiko ein, auf ihn zuzugehen. Er sitzt aufrecht und beobachtet, wie ich mich nähere. Ich knie mich hin und stütze mich an der Lehne seines Stuhls ab. »Jeremy... was tust du dir selbst an?«

Er schaut mich wie verloren an. Als wäre er ganz

allein auf der Welt und wüsste nicht, in welche Richtung er sich wenden soll.

Sein Blick sucht nach meinem Gesicht und fällt dann auf meinen gebrochenen Arm. »Es tut mir leid«, sagt er heiser.

»Ich will deine Entschuldigung nicht«, murmele ich. »Und genauso wenig will ich deine Reue. Ich will eine *Erklärung*, Jeremy. Die Erklärung, die du schon so lange vor mir verbirgst.«

Er atmet tief ein. »Ich habe alles versaut, oder nicht?«, fragt er. Ein Hauch von Verzweiflung erfüllt seine Stimme. »Ich habe alles ruiniert, was wir aufgebaut haben.« Er greift nach oben, um meine Wange zu berühren. Ich neige meinen Kopf zur Seite, um das nicht zuzulassen.

Geschlagen senkt er seine Hand.

»Es tut mir leid, Lilly«, sagt er noch einmal. »Ich verdiene dich nicht. Du solltest mich verlassen. Jetzt. Du

solltest mich jetzt verlassen, und ich verspreche, dass ich dich gehen lasse. Das wird der letzte Beweis meiner Liebe sein. Denn... denn, verdammt, schau dich an!« Er berührt die Finger an meinem gebrochenen Arm und die Spuren in meinem Gesicht. »Ich habe das getan. Ich habe das der Frau angetan, die ich liebe. Die Gefühle... waren an dem Abend sehr intensiv. Du hast nicht auf mich gehört. Ich habe impulsiv gehandelt. Das ganze Abendessen — diese gesamte Katastrophe — war eine grobe Fehlkalkulation von meiner Seite. Ich dachte, ich könnte damit umgehen. Ich dachte, ich könnte die Dämonen meiner Vergangenheit, Hugh und Rose, miteinander konfrontieren. Ich dachte, ich könnte das in meinem Haus tun und mit meinem heutigen Erfolg vermischen. Ich dachte, ich könnte es von dem abschirmen, was ich in der Zukunft habe, mit dir.«

Er hustet plötzlich und verschluckt sich an seinem eigenen Speichel. Ich habe Jeremy noch nie so gesehen.

»Du musst dich umziehen«, sage ich leise zu ihm. »Und duschen. Und schlafen. Im Augenblick ergibst du keinen Sinn. Ich werde mich um dich kümmern, bis du nüchtern bist und dich ausgeruht hast. Und dann? Dann, Jeremy, werden wir uns ernsthaft unterhalten.«

Er lacht mir direkt ins Gesicht. »*Du* wirst dich um mich kümmern? Nach allem, was ich dir angetan habe? Bist du verrückt, Lilly? Oder bin ich derjenige, der den Verstand verloren hat? Ich habe dir einen Ausweg angeboten. Geh jetzt, und schau nicht zurück! Vergiss mich und alles, was geschehen ist! Vergiss —«

»Jeremy!« Ich spreche seinen Namen leise, aber energisch aus. »Das kann ich nicht tun. Ich kann nicht einfach vergessen.«

»Natürlich«, sagt er, »die Narben der Vergangenheit vermischen sich mit den Narben der Gegenwart. Du hast deine Rache an mir noch nicht üben können.«

»Rache?«, sage ich überrascht. »Welche Rache? Von redest du?«

»Du willst mich ruinieren«, sagt er. »Du willst für all die Dinge, die ich dir in der Dunkelheit angetan habe, Vergeltung an mir üben. Ich weiß, dass du das willst, Lilly. Ich kann diesen Wunsch in deinen Augen sehen. Du glaubst, dass du ihn verbirgst. Aber ich muss leider sagen, dass du ziemlich durchschaubar bist.

Ich weiß, wie es aussieht, wenn man nach Rache dürstet. Ich kenne das Triumphgefühl, das man empfindet, wenn man Vergeltung bekommt. Ich habe es getan. Ich habe das gelebt. Ich bin in der Situation gewesen.

Also kannst du das vor mir nicht verbergen, meine süße Lilly-Blume. Ich weiß, dass das der Grund für dein Bleiben ist. Aber ich warne dich, du wirst keinen Erfolg haben!

Und weißt du auch warum? Weil du es bereits erreicht

hast. Schau mich an!«, höhnt er. »Schau mich an! Ich verstecke mich in der Dunkelheit im Keller vor der Frau, die ich liebe. Vor genau der Frau, die einen Dolch durch mein Herz bohren möchte.«

»Jeremy, nein.«

»Hör einfach nur zu! Ich habe dir eine Chance gegeben. Du hättest abdrücken sollen. Dann wärst du mich los gewesen. Sagt das nichts über die Verzweiflung aus, die ich empfinde? Zeigt dir das nicht, wie tief ich gefallen bin? Wie sehr du mich getroffen hast?«

»Ich habe nichts getan...«

»Oh, aber genau da irrst du dich! Genau da irrst du dich so sehr. Du hast einen *Einfluss* auf mich ausgeübt, Lilly, und das ist die wichtigste Art von Macht, die es gibt. Du hast mich dazu gebracht, mich... zu *diesem hier* zu erniedrigen.« Er schaut an sich hinunter. »Diese hohle, zerbrochene, ruinierte Hülle eines Mannes. Du glaubst,

mir ist nicht bewusst, was ich dir vor zwei Abenden angetan habe? Trotz all meiner Versprechen und trotz all meiner Bemühungen, mich zu ändern?

Du hast mich in einen einzigartigen Geisteszustand versetzt, Lilly. Ich wage zu behaupten, dass das nicht noch einmal geschehen wird. Also geh jetzt! Übe deine Rache aus! Dich für immer zu verlieren und dich gehen zu lassen ist mehr, als ich ertragen kann. Ich weiß nicht, was aus mir wird. Ich werde wohl weiterhin Stonehart Industries leiten.« Er lacht erneut. »Ich vermute, das Unternehmen wird mich bis ans Ende meiner Tage vereinnahmen. Es ist etwas, das den Schmerz vertreiben wird und mir eine Möglichkeit gibt, mich vor dem Verlust zu verstecken. Ohne dich wird nichts übrig sein, was es zu fühlen gilt. Nichts, was ich werde fühlen können. Und vielleicht sind die Dinge so besser. Immerhin ist es das, was ich besonders gut kann. Einsamkeit. Genau darum herum habe ich mein Leben aufgebaut.«

»Jeremy.« Ich atme tief ein. »Es geht dir nicht gut. Du musst schlafen. Wir können uns später unterhalten —«

»Vergiss später! Wir unterhalten uns jetzt, Lilly. Ich habe meine Entscheidung getroffen. Du kannst gehen. Ich werde dir nicht folgen. Geh jetzt! Lass mich allein! Verschwinde aus dem Haus! Verschwinde von meinem Grundstück! Vielleicht war die Waffe zu viel. Vielleicht —«

»Jeremy«, sage ich, »ich werde dich in diesem Zustand nicht allein lassen.«

»Hör mir zu!«, faucht er und greift nach meinem Arm. »Willst du wissen, was mein ultimatives Ziel war, Lilly? Willst du wissen, was ich dir antun wollte?«

Er spricht mit der Inbrunst eines Verrückten. Seine Finger graben sich mit erstaunlicher Kraft in mein Fleisch hinein.

»Als ich dich hierhergebracht habe, Lilly, weißt du,

was ich tun wollte? Nein. Das habe ich dir nie erzählt. Das konntest du nur raten. Aber die Wahrheit wird dich mehr ängstigen, als du es dir jemals hättest träumen lassen.«

Seine Augen glitzern mit dem Eifer eines Wahnsinnigen. »Ich wollte dich nicht umbringen, Lilly, wenn du das glaubst. Oh nein. Mein Plan war niemals so plump. Meine Absicht war sehr viel boshafter.

In dem Vertrag habe ich fünf Jahre festgelegt. Es war nicht meine Absicht, dass du es so lange aushältst. Zwei Jahre, vielleicht drei. Höchstens. Bevor ich dich verstöße.

Das war mein großes Bestreben.

Ich wollte dich dazu bringen, in Bezug auf alles von mir abhängig zu sein. Ich wollte dich von der Außenwelt isolieren, sodass du nur noch mit mir Kontakt hättest. Ich wollte die absolute Macht über dich ausüben und dich vollkommen in meinen Fängen haben. An dem Tag, als wir

uns kennengelernt haben, erinnerst du dich an das, was ich dir auf der Fahrstuhlfahrt zu meinem Büro gesagt habe? Dass ich deinen *Verstand* wollte?

Genau das war immer der Kern des Plans. Du kanntest meine Absichten von Anfang an. Ich wollte dich so abhängig von mir machen, dass du ohne mich nicht in der Lage wärst zu überleben. Ich wollte dich *besitzen*, Lilly. Ich wollte, dass jeder Gedanke in deinem hübschen kleinen Kopf sich nur um mich dreht. Ich wollte dich so tief in meine Welt hineinziehen, dass du unfähig sein würdest, ohne mich zu überleben.

Und dann, sobald ich mein Ziel erreicht hätte? Sobald ich deinen Körper, deinen Geist und deinen Verstand kontrolliert hätte? Dann hätte ich dich hinausgeworfen. Ich hätte dich auf die Straße geworfen und dich den Wölfen überlassen. Du wärst gebrochen gewesen. Jämmerlich. Schwach. Du hättest nichts besessen. Du hättest nichts weiter gekonnt als mich zufriedenzustellen. Und was

hättest du ohne diese Aufgabe als nächstes getan?

Ich weiß es nicht. Es war meine Hoffnung und mein letztes Ziel, dich dabei zu beobachten, wie du dem Wahnsinn verfällst. Als erstes hätte ich dir beibringen müssen, dass sich alles in deinem Leben nur um mich dreht. Und dann hätte ich dir das ohne Mitleid und ohne Schuldgefühle wieder entzogen. Und du wärst so verloren gewesen wie dein Vater es ist. Du wärest verloren gewesen, Lilly, und dein Verstand wäre verschwunden!

Verstehst du jetzt? Erkennst du die Art von Mann, die ich bin? *Das* wollte ich dir antun. Ich wollte dich brechen. Ich wollte, dass du leidest, nicht körperlich, sondern geistig. Innerlich. Das war mein *großer Racheplan*.

All meine Bemühungen hatten damit zu tun, dich an diesen Punkt zu bringen. Das Halsband. Die Einschränkungen. Die Regeln. Selbst die gottverdammten ZGBs. Du erinnerst dich daran, oder nicht?« Er lacht. »Der Job bei Dextran? Mit dem Versprechen wollte ich

dich bei Laune halten. Ich hätte darauf hingearbeitet und dich glauben lassen, dass *das* mein endgültiges Ziel ist. Doch in Wahrheit? In Wahrheit war das verdammt noch mal gar nichts!

Also geh! Verlass mich! Aus dem Grund musst du hier weg. Aus dem Grund solltest du laufen. Ich habe dir alles gestanden. Siehst du es nicht, Lilly? Die Eroberung deines Verstandes... das wollte ich erreichen. Ich wusste, es würde schwer zu realisieren sein. Dein Körper? Den konnte ich dir wegnehmen. Gott weiß, ich habe dich in der Dunkelheit oft genug vergewaltigt. Das war leicht. Jeder Mann mit der nötigen Ausdauer und genügend Kraft könnte das tun.

Doch die Kontrolle über deinen Verstand an mich zu reißen? Das war die Herausforderung. Die Herausforderung, die nur ich vollbringen könnte.«

Er lässt meinen Arm los. Ich stolpere nach hinten und verliere das Gleichgewicht. Er fährt fort.

»Aber ich konnte es nicht. Ich habe in dem Moment versagt, Lilly, als ich mich in dich verliebt habe. Ich habe versucht, mich dagegen zu wehren. Ich habe dir erzählt, was ich getan habe. Aber *du* warst diejenige, die mich hier drinnen erobert hat.« Er berührt die Seite seines Kopfes. »Ich wollte deinen Verstand, aber in Wirklichkeit hast du meinen übernommen.

Das ist also, wer ich bin. Jetzt weißt du alles. Ich wollte dich ohne einen Pfennig in der Tasche auf der Straße zurücklassen. Frag dich selbst: Ist das die Art Mann, die du in deiner Nähe ertragen könntest?«

»Jeremy...«

»Nein! Antworte nicht! Geh einfach, Lilly! Bitte. Bitte, geh! Ich verdiene dich nicht. Es gibt eine Seite an mir, die ich nicht kontrollieren kann. Die ist bei diesem Essen am Freitagabend ans Licht gekommen. Ich habe dir einmal wehgetan, verdammt, mehr als einmal, und ich kann es wieder tun. Um deinetwillen, geh! Befreie dich von mir!«

Überlasse mich meinem zusammenfallenden Imperium!«

»Jeremy«, sage ich standhaft. Ich nehme seine Hand und schaue ihm in die Augen. Ich sehe Feuchtigkeit dort — einen kaum wahrnehmbaren Hauch von Tränen.

Er versucht wegzuschauen. Mit meiner unverletzten Hand berühre ich seine Wange und zwinge seinen Kopf in meine Richtung.

»Ich gehe nirgendwohin«, erkläre ich ihm. »Schau mich an, verdammt noch mal! Versteck dich nicht! Ich werde dich in diesem Zustand nicht verlassen. Du hast alles für mich riskiert. Das ist etwas wert. Also werde ich das auch tun.

Du hast Recht, Jeremy. Du ängstigst mich. Ehrlich gesagt graut mir vor dir. Ich weiß nie, welche Seite von dir du mir zeigst. Liebenswürdig, gütig und fürsorglich? Oder kalt, grausam und manipulativ?

Die meisten Menschen agieren auf einer einzigen

Ebene. Sie bestehen aus nur einer Person. Du... du bist so vielschichtig. Du besitzt so viele Ebenen. Sei es aufgrund deiner Erziehung oder durch das, was du selbst aus dir gemacht hast. Ich weiß es nicht. Du bist zu schrecklichen, fürchterlichen Dingen fähig. Aber — und das ist wichtig — du wirst nicht durch sie definiert.

Du hast Güte in dir. Und doch wehrst du dich dagegen. Das sehe ich. Ich sehe, wie verzweifelt du versuchst, der Mensch zu sein, den Stonehart Industries an der Spitze braucht. Du kannst es dir nicht leisten, emotional zu sein. Und doch kannst du es nicht vermeiden, wenn ich in der Nähe bin. Das macht dich... menschlicher.

Diese Güte gleicht deine andere Seite nicht aus, Jeremy. Versteh mich nicht falsch! Aber genauso wie dein Potenzial für Gewalt mich ängstigt, lässt das Potenzial für Liebenswürdigkeit und Fürsorge mich in deiner Nähe verweilen.

Ich glaube, ich habe das Folgende mit dir: dieses

undefinierbare, sich permanent ändernde und ständig wandelnde... Ding. Unsere Beziehung. Wir sind beide der Täuschung schuldig, selbst wenn wir versuchen, das zu leugnen. Selbst wenn wir uns gegenseitig versprechen, dass wir nicht lügen werden.

Aber das ist irgendwie das, was uns definiert, oder nicht?« Ich gebe ein unruhiges Lachen von mir. »Die Unsicherheit. Die Komplikationen. Ich werde weder jetzt gehen, Jeremy, noch zu irgendeinem anderen Zeitpunkt. Denn nichts wie dieses...«, ich nehme wieder seine Hand und verschlinge unsere Finger miteinander, »nichts wie *wir* wird jemals wieder für mich möglich sein. Es gibt nichts und niemanden nach dir.

Mit einem hast du also Unrecht. Du hast mich für dich gewonnen. Du hast meinen Verstand. Und mein Herz. Verdammt. Als ich aus meiner Bewusstlosigkeit erwacht bin, habe ich geschworen, ich würde dich niemals wieder lieben. Ich habe mir gesagt, dass ich keinen Mann lieben

kann, der mir das hier —«, ich werfe einen kurzen Blick auf meinen gebrochenen Arm, »— antut. Und nun schau mich an! Hier bin ich und schütte dir mein Herz aus.«

Ich unterdrücke einen kleinen Seufzer. »Du hast es geschafft, Jeremy. Du hast meinen Verstand erobert. Aber ich glaube nicht, dass du in der Lage bist, den nächsten Teil deines Plans auszuführen. Du wirst mich nicht verstoßen. Sicher, du kannst mich wegschicken. Aber das wirst du auch nicht tun. Und ich werde dich niemals kampflos verlassen.«

»Warum?«, fragt Jeremy. Er klingt verzweifelt.

»Warum?«, wiederhole ich. »Ursprünglich aus Rache. Du hast vollkommen Recht. Ich musste für all die Dinge Vergeltung üben, die du mir angetan hast. Das war die ganze Zeit über mein Plan, von dem Augenblick an, an dem ich deinen verfluchten Vertrag unterschrieben habe.«

Er zeigt mir ein schwaches Lächeln. »Ich weiß, dass es

das war.«

»Und ich hatte ihn immer noch, als wir in die Karibik geflogen sind. Ich hatte ihn, als du mir das Halsband abgenommen hast. Selbst an dem Tag, an dem du den Vertrag verbrannt und mir die Kontrolle über dein Zuhause überlassen hast. Ich hatte ihn die ganze Zeit über.«

»Und jetzt?«, fragt Jeremy leise.

»Er... ist nicht verschwunden«, gebe ich zu. »Genauso wie du mich brechen wolltest, wollte ich dir schaden. Ich wollte, dass du vor mir niederkauerst. Ich wusste nicht, wie ich das erreichen sollte. Aber ich wusste, dass ich sehr viel Zeit hatte, um einen Weg zu finden.

Weißt du, warum ich Fey und Robin weggeschickt habe, nachdem wir nach Boston geflogen sind, um dich zu sehen? Um sie loszuwerden. Ich hatte Angst, sie würden meinen Plan vereiteln, mich an dir zu rächen. Sie wollten mich von dir wegholen. Aber wenn ich mich nicht mehr in

deiner Nähe aufhielte, wie könnte ich das Versprechen einhalten, das ich mir an meinem letzten Tag an der Säule selbst gegeben habe?«

»Und welches Versprechen war das?«

»Dich auf die Knie zu zwingen.« Ich lächle noch einmal schwach. Ich fühle mich zittrig. Ich hätte nie gedacht, dass ich diese Dinge Stonehart gegenüber jemals zugeben würde. Dieses sind — waren? — meine geheimsten Wünsche. Es waren die Dinge, die mich all das tun ließen, was ich getan habe.«

»Weißt du«, sagt er und schaut mir tief in die Augen, »einige Versprechen sind dafür da, gebrochen zu werden.«

»Ich weiß«, sage ich und halte seine Hand fest in meiner.

»Was hat sich verändert?«

»Etwas... in dir. Letzte Nacht. Du hast mir die Waffe gegeben. Du hast versucht, mich dazu zu bringen

abzudrücken. Und ich konnte es nicht tun.

Erst als ich aus Versehen einen Schuss abgefeuert habe... und mir klar wurde, dass du hättest getötet werden können... habe ich verstanden, dass der wahre Grund dafür, dass ich geblieben bin, nichts mit Rache zu tun hat. Er besteht eher darin, dass ich nirgendwo anders sein will. Wichtiger als Rache, Jeremy, ist für mich Verständnis.«

»Verständnis?«

»Dafür, wer du bist. Dafür, warum du die Dinge tust, die du tust. Dafür, warum es dir möglich ist, mich auf diese Weise empfinden zu lassen. Dafür, warum Liebe nach allem, was du mir angetan hast, überhaupt noch möglich ist.«

Er lächelt schwach. »Dein Fazit?«

»Ich habe noch keines«, erkläre ich ihm ernsthaft. »Es würde helfen, wenn ich mehr über Rose, Charles und

Hugh wüsste. Diese drei und ich scheinen die zentralen Figuren in deinem Leben zu sein. Weißt du, dass du etwas hinausgeschrien hast, als ich dich aus deinem Albtraum geweckt habe?«

Jeremy atmet aus und schließt seine Augen. »Habe ich das?«

»Ja. Du hast gerufen: ›Fass mich nicht an, Rose.‹«

Ich hebe sein Kinn an. »Ich will wissen, was das bedeutet, Jeremy. Ich will wissen, wer Rose für dich ist oder war. Worin besteht eure Verbindung? Was ist eure Vergangenheit? Ich will das wissen, und ich denke, ich verdiene es, das zu wissen, denn jetzt habe ich offiziell keine Geheimnisse mehr vor dir. Du weißt, warum ich zu Beginn geblieben bin. Und du weißt, dass ich gehört habe, was du in der Nacht geschrien hast. Die ultimative Wahrheit ist das, was du dir immer gewünscht hast, oder nicht? Wahrheit und Ehrlichkeit und *Vertrauen*?«

Ehrlicher als jetzt kann es nicht werden. Du hast mich gesehen — alles von mir. Ich habe dir erzählt, wie meine Einstellung dir gegenüber sich verändert hat. Wir haben Dutzende — Hunderte — von Dingen ungelöst gelassen. Aber der Kern des Ganzen wurde aufgedeckt. Du kennst meinen, und ich kenne deinen. Wir sind jetzt sozusagen quitt.

Also sag mir, Jeremy, wirst du mich sehen lassen, wer du bist? Wirst du schließlich deine Deckung fallenlassen? Denn ich... ich habe keine mehr übrig.«

Jeremy Stonehart schaut mich lange Zeit in nachdenklicher Stille an. Schließlich spricht er.

»Du hast mir vieles gegeben, worüber ich nachdenken muss«, sagt er und stellt sich hin, wobei er mich vorsichtig zur Seite drückt. »Ist das deine Wahl? Du wirst nicht gehen? Du wirst bei mir bleiben — trotz allem, was ich getan habe, und trotz allem, zu dem ich fähig bin?«

»Ja«, sage ich. »Ja, Jeremy, ich bleibe. Tausend wilde Hunde könnten mich nicht wegjagen. Du kennst nun all meine Geheimnisse. Was wirst du mit ihnen tun? Das ist deine Entscheidung.«

»Ich werde sie in Ehren halten«, sagt er entschieden. »Und ich werde dir alles erzählen, was du wissen willst. Über mich. Über Rose. Über unsere Vergangenheit. Aber zuerst«, er zwinkert mir heimlich zu, »glaube ich, brauche ich dringend eine Dusche.«

Kapitel Sechzehn

Als Jeremy eine Stunde später wieder auftaucht ist er ein neuer Mensch.

Sicher, seine Augen sind immer noch etwas rot, aber ansonsten sieht er perfekt aus. Makellos. Umwerfend. Attraktiv.

Er hat sich rasiert und umgezogen. Sein Haar ist wie sonst auch nach hinten gekämmt. Sein frischer, grauer Anzug ist kein Vergleich zu der abgetragenen Kleidung von vorher.

Und hier bin ich und trage einen lässigen Pullover und eine Jogginghose. Natürlich sind es Designer-Kleidungsstücke — ich habe nichts anderes — aber im Vergleich zu Jeremy Stonehart lassen sie viel zu wünschen übrig. Und wieder fühle ich mich etwas unangemessen.

Jeremy ist ein einschüchternder Mann. Er hat diese Wirkung.

Ich schüttle meinen Kopf ein wenig, um diese Zweifel zu vertreiben. Sie dienen keinem Zweck und haben keinen Platz. Nicht hier. Nicht jetzt. Nicht wenn es so viel wichtigere Dinge gibt.

»Also.« Jeremy setzt sich mir gegenüber hin. Wir befinden uns in einem der riesigen Wohnzimmer im Erdgeschoss des Haupthauses. Die Sonne, die durch das Fenster scheint, lässt den Tag frisch und voller Möglichkeiten erscheinen. Es ist eine drastische Veränderung im Vergleich zu dem abgedunkelten Raum, in dem ich Jeremy zuvor gefunden habe. »Was willst du wissen?«

»Eines nach dem anderen«, sage ich. »Kehre ich zur Arbeit zurück?«

Jeremy zögert mit seiner Antwort nicht. »Nein.«

»Das dachte ich mir«, murmele ich. »Dann möchte ich einen Computer haben.«

»Also gut.«

»Ich möchte nicht überwacht werden.«

Er runzelt die Stirn. »In Ordnung«, sagt er schließlich.

»Dieses Mal keine Tricks, Jeremy. Du kannst mir nicht später erzählen, dass du den Datenaustausch im Netzwerk beobachtet hast, da das nicht als ein Teil des Computers anzusehen ist. Keine Formalitäten. Ich möchte nicht, dass du irgendetwas sehen kannst, was ich mit dem Computer tue.«

»Dann schütze ihn mit einem Passwort«, sagt er mit einem kleinen Lächeln. »Dies ist keine große Sache für mich, Lilly.«

»Wirklich? Ich glaube, das ist es doch noch.«

»Vielleicht«, überlegt er. »Vielleicht hast du Recht. Aber ich werde es zu keiner großen Sache *machen* —

wenn das einen Unterschied bedeutet.«

»Das tut es«, sage ich. »Danke.«

Er bedeutet mir fortzufahren.

»Wer hat meinen Arm gegipst?«

»Eine Krankenschwester. Die gleiche, die mir geholfen hat, deinen Gesundheitszustand zu beurteilen, als du dich in der Dunkelheit aufgehalten hast.«

»Nicht Rose?«, frage ich.

Jeremy lächelt. »Nein«, sagt er. »Nicht sie.«

»Dann wer?«

»Eine Freundin, die mir noch einen Gefallen schuldet.«

»Auch nicht... dein Bruder, richtig?«

Jeremys Blick verdunkelt sich für einen angstauslößenden Moment. Dann antwortet er: »Nein. Er auch nicht.«

»Okay«, sage ich. »Gut. Ich habe den Eindruck, jedes

Mal, wenn du mir etwas... *Bedauerliches...* antust, steht jemand bereit, um sicherzustellen, dass ich überlebe. Ist das richtig?«

»Nun, Lilly«, entgegnet Jeremy, »du scheinst dir etwas von dieser klinischen Distanziertheit angewöhnt zu haben, die du mir ständig vorwirfst.«

Ich fühle mich fast entspannt genug, um ihm die Zunge auszustrecken. Aber das würde das untergraben, was ich versuche zu erreichen.

Ich gebe mich mit einem selbstgefälligen und freundlichen Lächeln zufrieden.

»Als nächstes«, sage ich, »müssen wir über Rose sprechen.«

»Ja«, stimmt Jeremy zu, »das müssen wir.«

»Also?«, frage ich. »Wer ist sie? Welche Verbindung hat sie zu deinem Vater? Zu dir? Sie wusste nicht, dass er an dem Abend zum Essen kommen würde. Und Charles.

Warum hat *Charles* Hugh angegriffen? Was zum Teufel war da los? Was für eine Art von Katastrophe hast du dir ausgedacht?«

»Das Treffen zwischen Rose und meinem Vater...«,

Jeremy atmet aus, »...war schon lange überfällig.«

»Das konnte ich mir denken.«

»Erinnerst du dich an den Tag in Boston, als ich dich gefragt habe, ob Hugh Rose erwähnt hat?«

»Ja«, sage ich. »Ich wusste nicht, warum er das hätte tun sollen.«

»Es ist auch eher unwahrscheinlich, dass er das tun würde«, sagt Jeremy. »Er wusste nicht, dass sie für mich gearbeitet hat.«

»Gearbeitet hat?«, frage ich. »Vergangenheitsform? Du hast gesagt, dass du sie und Charles weggeschickt hast. Sind sie nicht mehr hier? Ich kann mir nicht vorstellen, dass du sie einfach gehenlassen würdest. Aber ich habe

ihr Haus gesehen. Es war verlassen.«

»Das ist... momentan noch im Wandel«, sagt Jeremy.

»Ich musste wissen, wo ich mit dir stehe, bevor ich meine endgültige Entscheidung treffe.«

»Und?«

»Es geht ihnen beiden körperlich gut. Rose hat eine gebrochene Nase. Aber du bist diejenige, die an dem Abend die schlimmsten Verletzungen erlitten hat. Und das tut mir — noch einmal — aufrichtig leid.«

»Jeremy«, ich schaue ihm direkt in die Augen, »hör auf, dich zu entschuldigen! Das ist untypisch für dich. Und außerdem habe ich dir gesagt, wie wenig diese Worte mir bedeuten.«

»Du denkst, sie sind leer«, sagt er, »wenn sie von mir kommen.«

»Nicht nur von dir, nein.« Ich schüttle meinen Kopf.

»Von jedem. Entschuldigungen haben mir noch nie viel

bedeutet. Taten definieren einen Menschen besser als spätere Reue.«

»Diese Worte könnten fast von einem Mann stammen«, lächelt Jeremy.

»Nun, ich bin nicht so sentimental wie die meisten Frauen.«

»Nein«, stimmt er zu, »das bist du ganz sicherlich nicht. Das ist ein weiterer Grund, warum du so über mich herrschen kannst.«

Das Lächeln, das sich auf meinen Lippen formt, ist vollkommen natürlich.

»Also«, sage ich und schaue weg, um zu verbergen, dass ich erröte. »Dein Vater wusste nicht, dass Rose für dich arbeitet. Und genauso wenig wusste sie, dass Hugh bei dir angestellt ist. Richtig?«

»Korrekt.«

»Aber sie haben eine gemeinsame Vergangenheit.« Ich

setze mich auf und schaue Jeremy an. »Erzähl es mir! Wer ist Rose? Was hat sie dir angetan? Warum hast du in deinem Albtraum geschrien, sie solle dich in Ruhe lassen?«

»Ich hatte eine Rückblende«, sagt Jeremy, »zu meiner Kindheit.«

»Erzähl mir davon!«

»Rose war... sie war eine der Mitarbeiterinnen meines Vaters. Sie hat Seite an Seite mit ihm in seinem Unternehmen gearbeitet.«

»Ich wusste es!«, platzt es aus mir heraus. »Ich wusste, sie ist mehr als sie zu sein schien.«

»Ja, aber das erklärt unsere Beziehung nicht im Geringsten.« Jeremy seufzt. »Dieses sind dunkle Erinnerungen, Lilly. Erinnerungen, von denen ich nicht geglaubt habe, ich würde jemals gezwungen werden, von ihnen zu sprechen.«

»Es tut mir leid«, sage ich, »aber ich muss es wissen.«

»Ja.« Jeremy atmet aus. »Das musst du.

Es begann, als ich zwölf Jahre alt war. Mein Vater hat nie irgendwelche von seinen Kollegen in unser Haus gebracht. Er hat gelegentlich festliche Abendessen veranstaltet, bei denen wir alle so tun mussten, als wären wir eine normale glückliche Familie. Aber ansonsten? Nichts.

Es war jedes Mal eine Farce. Mein Vater und meine zwei älteren Brüder standen zusammen auf einer Seite. Meine Mutter und ich standen auf der anderen. Unsere Familie war gespalten. Das war schon lange offensichtlich. Die Seiten wurden gewählt, und Bündnisse wurden geschlossen. Natürlich waren die Grenzen wie bei jedem internen Konflikt ständig verschwommen.

Trotz ihrer offensichtlichen Verachtung für mich habe ich zu meinen Brüdern aufgeschaut. Und ich habe stets

versucht, die Erwartungen meines Vaters zu erfüllen. Ich habe dir die Geschichte von der Waffe erzählt. Selbst mit diesem Vorfall im Hinterkopf, der permanent über uns schwebte und die Beziehung zwischen uns — welche das auch immer gewesen sein mag — verdarb, wollte ich ihn immer noch stolz machen. Aber ich war nur ein Junge. Ich wusste es nicht besser.

Aber egal. In dem Jahr, als ich zwölf wurde, wurde ich Rose vorgestellt. Sie leistete uns beim Weihnachtsessen Gesellschaft. Ich erinnere mich deutlich daran, denn die Art von offener Zuneigung, die mein Vater ihr an dem Abend entgegenbrachte, zeigte mir deutlich, dass die beiden eine Affäre hatten.

Natürlich kannte ich als zwölfjähriger Junge nicht einmal die Bedeutung dieses Wortes. Ich wusste nur, dass die Art und Weise, wie mein Vater mit Rose umging, die Art und Weise war, in der er schon immer hätte meine Mutter behandeln sollen. Das brachte mich dazu, ihn —

und sie — noch mehr zu hassen.

Meine Mutter war nicht sonderlich unzufrieden. Ich meine, sie saß fest: Sie war in ihrer Ehe gefangen und unwiderruflich an meinen Vater gebunden. Aber ich glaube, der wahre Grund, dass sie bei ihm blieb... und der Grund, warum sie an dem Tag, an dem sie starb, immer noch mit ihm verheiratet war... war ich.

Sie konnte ihn nicht einfach verlassen. Das zu tun hätte bedeutet, mich zu verlassen. Und sie hätte mich auch nicht einfach mitnehmen können. Sie hatte bereits einen Sohn verloren. Erinnerst du dich? Meinen Zwillingsbruder. Sie hätte keinen zweiten Sohn aufgegeben, egal, wie harsch ihre Lebensbedingungen waren.

Also trafen wir Rose alle zum ersten Mal an dem Abend des Weihnachtssessens. Im neuen Jahr begann sie, sich regelmäßig in unserem Haus aufzuhalten. Mein Vater brachte sie nach der Arbeit mit. Sie schlossen sich zusammen in seinem Büro ein. Als ich meine Brüder

fragte, was sie taten, kicherten sie und antworteten mir:
›Arbeiten.‹

Im Nachhinein ist es mir klar, was vor sich ging. Aber als zwölfjähriger Junge? Ich hatte nur so eine vagen Vorstellung. Ich hatte keine Ahnung, dass sie Sex hatten. Ich hatte keine Ahnung, dass sie in dem gleichen Bett gefickt haben, in dem ich empfangen wurde.«

Jeremys Stimme entwickelt eine hitzige Leidenschaft.
»Aber eines Nachts sah ich sie. Ich habe sie überrascht, Lilly, als ich mir ein Glas Milch holen wollte. Sie haben ohne Zurückhaltung mitten auf dem Küchenboden gefickt.

Sie haben nicht erwartet, dass irgendjemand sie sehen würde. Es war schon spät. Das ganze Haus hat geschlafen. Sie dachten, sie waren sicher — oder vielleicht war es ihnen auch nicht wichtig.

Aber egal. Ich habe sie beobachtet, fasziniert, angewidert, abgestoßen, interessiert und neugierig. Du

weißt nicht, wie es ist, wenn du deinen Vater beim Sex überraschst — besonders wenn es deine erste wahre Begegnung mit dieser Handlung ist. Du wirst dich ein Leben lang daran erinnern. Die Bilder... ich kann mich selbst jetzt noch mit vollkommener Klarheit an diese Bilder erinnern.«

Er verliert sich und spannt den Kiefer an.

Plötzlich ergibt so viel mehr von Jeremys Verhalten und seiner Einstellung zu Sex einen Sinn.

Aber das ist nicht der Kern der Sache. Nicht einmal annähernd. Ich habe eine Vermutung, worauf er hinaus will. Sie ist da und versteckt sich in meinem Hinterkopf, seitdem ich die Worte gehört habe: *Fass mich nicht an, Rose.*

Er fährt fort.

»Sie hat mich als erstes gesehen. Sie schnappte nach Luft und machte meinen Vater auf mich aufmerksam. Er

fluchte und löste sich von ihr.

Und nun stell dir das vor. Dein Vater, der halb nackt auf dich zu stolziert, und dessen Erektion sich auf der gleichen Höhe wie dein Gesicht befindet und mit jedem ärgerlichen Schritt hin und her schwankt. Was tust du, wenn du zwölf bist? Läufst du weg? Oder bleibst du halb erstaunt und halb ängstlich wie angewurzelt stehen?

Natürlich kannst du dich nicht bewegen. Natürlich starrst du nur hin. Ich eilte erst davon, als mein Vater mich schlug und auf den Boden warf und mich anschrie, ich solle verschwinden.

Am nächsten Tag sprachen wir von diesem Vorfall nicht... oder während der folgenden Woche. Ich konnte es niemandem erzählen. Wie hätte ich das tun sollen? Ich habe mich geschämt, und es war mir peinlich. Und die unzüchtigen kurzen Blicke meines Vaters zeigten mir deutlich, dass er genau wusste, wie ich mich fühlte.

Also habe ich versucht, mir vorzustellen, dass ich mir das Ganze nur eingebildet habe — dass es nichts weiter als ein schrecklicher Albtraum war. Aber nichts konnte die Erinnerung aus meinen Gedanken vertreiben.

Als die Wochen jedoch vergingen, begann die Wirkung langsam zu verblassen. Jeden Tag wurde die Unmittelbarkeit des Vorfalls weniger und weniger. Ich dachte seltener daran.

Zumindest bis zu dem Tag nach meinem dreizehnten Geburtstag.

Wir haben nicht gefeiert. Nur meine Mutter gab mir etwas. Ich erinnere mich nicht einmal mehr daran, woraus das Geschenk bestand. Aber am folgenden Abend kam mein Vater mit Rose im Schlepptau nach Hause. Der Blick, den sie mir entgegenwarf, als sie das Haus betrat, hatte etwas Unheimliches an sich.

Die Wahrheit ist, dass sie sich auch an diesen Vorfall

erinnert hat. Als ich an dem Abend dabei war einzuschlafen, hörte ich, wie das Schloss an meiner Schlafzimmertür geöffnet wurde. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt abzuschließen, um meine Brüder fernzuhalten — oder um zumindest gewarnt zu werden, dass sie im Anmarsch waren, um etwas Unangenehmes zu tun.

Es war nur ein normales Türschloss, weißt du. Eines von der Art, das mit einer Nadel geöffnet werden kann. Ich schoss in die Höhe und dachte, es sei Robert, der mir eine unerwünschte Geburtstagsüberraschung bereiten wollte. Als ich die Umrisse einer Frau mit langem kastanienbraunem Haar sah, erstarrte ich.

Es war Rose. Sie schlich sich herein und schloss die Tür. Dann kam sie zu mir und setzte sich aufs Bett. Ich habe sie nur angestarrt. Ich wusste nicht, warum sie da war oder was sie tat. Außer ›Hallo‹ hatten sie und ich bisher kein einziges Wort miteinander gewechselt.

›Ich habe gehört, gestern war dein Geburtstag‹, sagte sie zu mir. ›Ich gratuliere. Du bist jetzt dreizehn. Fast ein erwachsener Mann.‹

Etwas an ihrer Stimme beunruhigte mich. Etwas wurde mit dem Wort ›fast‹ angedeutet.

›Ich bin hier‹, lächelte sie, ›um dir dabei zu helfen, zu dem zu werden, der du sein sollst.‹ Sie griff unter die Bettdecke und fasste mich an. ›Kleiner Jeremy.‹«

»Jeremy...«, sage ich angewidert, »das ist... schrecklich!«

Er schaut zu mir hoch. »Ist es das? Oder hatte sie Recht? War es das, was ich brauchte?«

»Nein«, sage ich, »du warst noch ein kleiner Junge. Sie hat dich sexuell belästigt!«

»Das war nur der Anfang«, gibt er zu. »Jahrelang geschah das genauso während jeder Nacht, die sie in unserem Haus verbrachte. Sie nannte es ›unser

Geheimnis. Sie hat mir damit gedroht, Hugh alle möglichen Arten von abscheulichen Lügen über mich zu erzählen, wenn ich auch nur ein Wort davon verraten würde.«

Ich kann mir Rose... die gleiche Frau... nicht einmal annähernd als Kinderschänderin vorstellen.

Jesus! Kein Wunder, dass Jeremy so kaputt ist.

Und ich habe mich ihm nun für immer verpflichtet.

»Damit weißt du es«, sagt Jeremy. »Das ist sie. Die Mätresse meines Vaters. Sie hat mich persönlich in die Welt des Sex eingeführt. Sie ist intelligent und verschlagen und manipulativ — aber ich habe ihr all das weggenommen. Als ich das Unternehmen meines Vaters übernommen habe, habe ich sie mit einem Vertrag an mich gebunden, der deinem nicht unähnlich war.

Ich habe sie zu meiner Haushälterin gemacht: eine Position, die sie so sehr verachtet hat, als sie neben

meinem Vater an der Spitze gestanden hat. Ich habe ihr beigebracht, all das zu vergessen, was sie in der Vergangenheit gewesen ist. Ich habe ihr beigebracht, vollkommen abhängig von mir zu werden.

Also siehst du? Meine Absichten mit dir hatten einen Präzedenzfall: *Rose*. Das ist der Grund, warum ich so großes Vertrauen in das hatte, was ich erreichen könnte. Ich habe es schon einmal getan. Und nun? Nun schau dir an, wer sie ist! Der Mensch, der meine Toiletten reinigt und meine Böden wischt.« Jeremy gibt ein kurzes Lachen von sich. »Was für ein langer, schrecklicher Fall in Ungnade das gewesen sein muss.«

»Aber du hast ihr ein wunderschönes Haus gegeben«, sage ich. »Ihr Leben war mit Sicherheit nicht so schlecht. Ich meine, es ist bei weitem nicht so, wie sie es verdient hätte...«

»Ist es das nicht?«, fragt Jeremy. »Nachdem ich meinen anfänglichen Spaß hatte, habe ich verstanden, dass es nicht

nur um Rache geht. Im Laufe der Jahre hat sie sich meine Treue verdient. Ich übe immer noch die ultimative Kontrolle über ihr Leben aus. Aber es ist nicht so schlimm. Zumindest war es das nicht, bis...«

Er verliert sich.

»Bis was, Jeremy?«, fordere ich ihn auf.

»Bis zu dem Wiedersehen mit meinem Vater am Freitagabend. Sie haben sich seit etwa... nun, es müssen jetzt fast zwanzig Jahre sein... nicht gesehen.«

Ein unbehagliches Gefühl läuft mir den Rücken hinunter. »Jeremy?«, frage ich vorsichtig. »Was hast du getan?«

Seine Augen funkeln. »Ich habe meinen ultimativen Sieg errungen«, sagt er. »Ich habe die ultimative Rache geübt.«

Ein Schreck durchfährt mich. »Jeremy«, sage ich noch einmal. »Rose. Charles. Dein Vater. Wo sind sie?«

In dem Moment lächelt er mich an. »Ich kann dich nicht dort hinbringen«, erklärt er mir, »aber ich kann es dir zeigen. Möchtest du es sehen?«

Eine Bestürzung der schlimmsten Art ergreift mich. »Habe ich eine Wahl?«, flüstere ich.

»Selbstverständlich.« Stonehart lächelt. »Aber ich schlage vor, du wartest damit, eine zu treffen, bis du gesehen hast, was ich dir zu zeigen habe.« Er steht auf und streckt einen Arm aus. »Komm, Lilly!«

Ich beäuge ihn misstrauisch und stehe auf. Die strahlende Sonne draußen ist trügerisch und irreführend.

Jeremy führt mich die Treppe hinauf in unser Schlafzimmer. Er betritt den Überwachungsraum und gibt ein Passwort ein.

»Ich dachte, nur ich hätte Zugang zu dem Überwachungssystem«, sage ich, während ich an diesem Punkt deutlich nervös bin.

»Das tust du«, sagt Jeremy über seine Schulter hinweg.

»Aber diese Computer sind nicht nur mit den Kameras in diesem Haus verbunden. Ich habe ein ganzes Netzwerk von ihnen in meinen Gebäuden überall auf der Welt.« Er lächelt. »Du hast nicht geglaubt, ich würde das alles aufgeben, oder?«

»Um ehrlich zu sein...«, beginne ich.

Ich komme nicht dazu, den Satz zu beenden. Was ich auf dem Bildschirm sehe, lässt meinen Körper erstarren.

Ich sehe Charles. Und Rose. Und Hugh. Sie befinden sich alle drei in winzigen, abgetrennten Räumen. Sie haben alle drei strahlend weiße Zwangsjacken an.

Und alle drei tragen schwarze Halsbänder.

Ich weiche umgehend zurück. »Du Monster«, hauche ich. »Was hast du getan?«

»Bisher?«, fragt er. »Nichts. Aber als nächstes...«

Er drückt auf einen Knopf. Rose, Charles und Hugh

beginnen, sich zu krümmen. Sie winden sich auf eine fürchterliche Art und Weise.

Jeremy Stonehart hat den elektrischen Strom angeschaltet.

»Nein, nein, hör auf!«, rufe ich. »Jeremy, hör auf damit! Tu das nicht!«

Er hebt eine Augenbraue und drückt ganz gefasst erneut auf den Knopf. Seine Gefangenen beruhigen sich. Charles sinkt auf den Boden. Hugh fällt zur Seite. Rose übergibt sich auf ihre Brust.

»Wie konntest du nur?« Entsetzt schnappe ich nach Luft.
»Wie konntest du das tun? Wie kannst du mir das zeigen und erwarten, dass ich bei dir bleibe?«

»Ich erwarte gar nichts«, sagt er zu mir. Ein böses Glitzern ist in seinen Augen zu sehen. »Außer deine unvergängliche Treue. Du weißt zu viel, um einfach gehen zu dürfen.«

»Du bist krank.« Mir ist übel. »Die wirst du niemals bekommen. Niemals!« Ich blicke auf den armen Charles. Er ist vollkommen unschuldig. Er hat noch nie einer Fliege etwas zuleide getan.

»Wie schade«, sagt er, »aber du sitzt bei mir fest, Lilly. Und wenn das deine wahren Gefühle sind...?«

Er höhnt. »Nun, dann hättest du mich umbringen sollen, als du die Gelegenheit dazu hattest.«

Ende.

Klicken Sie hier, um sich in meine E-Mail-Liste einzutragen, damit Sie am Erscheinungstag eine E-Mail von mir erhalten.

(<http://eepurl.com/RUV5Z>)

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Personen, Orte und Handlungen sind frei erfunden oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen, Schauplätzen oder Ereignissen sind rein zufällig.

ENTHÜLLUNGEN, TEIL 9: BEFREIUNG

Copyright © 2015 Edwards Publishing, Ltd.

Alle Rechte vorbehalten.

Englischer Originaltitel: »Uncovering You 9:
Liberation«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2015

Titelbild: Scarlett Edwards

Innengestaltung: Scarlett Edwards

Herausgegeben von Edwards Publishing, Ltd.

Edwards Publishing

477 Peace Portal Drive

Suite 107-154

Blaine, WA 98230

Das Hochladen, Scannen oder die Vervielfältigung dieses Buches auf jegliche Art und Weise --- einschließlich aber nicht beschränkt auf elektronische und mechanische Art, Fotokopieren, Aufnehmen und sonstiges --- ohne die Zustimmung des Inhabers des Urheberrechts sind gesetzlich verboten und strafbar. Bitte erwerben Sie ausschließlich autorisierte Exemplare dieses Werkes und nehmen Sie nicht an oder unterstützen Sie nicht den Handel mit elektronischen Raubkopien von urheberrechtlich geschütztem Material. Vielen Dank für Ihre Mithilfe.